GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen *WiSe 2020/21*

Zwischen den Religionen

Impressum

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion Carolin Brusky, Johannes Ehme, Martin Höhl, Johannes Köhler, Vanessa Lindl, Jakob Schorr

Künstlerische Gestaltung Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz Judith Schulz-Häuser, Pauline Erdmann

Beratung Cornelia von Wrangel

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild © Ellen Qin, unsplash.com

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert. Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 3.000 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2021

Foto: Angelika Zinzow

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

ich grüße Sie als Rektor der Hochschule herzlich aus Sankt Georgen. Das Thema „Zwischen den Religionen“ ist nicht nur Gegenstand dieses Heftes. Es ist zugleich Teil der Forschung vor allem im Bereich der systematischen Theologie unserer Hochschule. Zu diesem Profil trägt insbesondere der Stiftungslehrstuhl Katholische Theologie im Angesicht des Islam von Tobias Specker SJ bei als auch die Zusammenarbeit der Hochschule mit verschiedenen Kooperationspartnern in Sankt Georgen, mit dem Institut für Weltkirche und Mission sowie mit CIBEDO, der Christlich-Islamischen Begegnungs- und Dokumentationsstelle der Deutschen Bischofskonferenz.

Zudem bestehen vielfältige Beziehungen mit der islamischen Theologie der Goethe-Uni in Frankfurt, der HU Berlin als auch international zum Beispiel mit Paris, Granada und Innsbruck und vielen anderen. Die weltweiten Verbindungen des Jesuitenordens sind mit der internationalen Vernetzung unserer kirchlichen Ordenshochschule verwoben. Unsere Studierenden bilden eine überdiözesane und internationale weltkirchliche Studiengemeinschaft und Frankfurt bietet als Metropole verschiedenste Kontexte interreligiöser und interkultureller Begegnung.

Die gelebten Verflechtungen zwischen den Religionen zu untersuchen widmet sich die Intertheologie, deren Ansatz im Artikel von Tobias Specker und Mira Sievers dargestellt wird. Die Intertheologie nimmt die Religionen nicht als voneinander getrennt entwickelte Systeme in den Blick, die sodann in einen Dialog treten, sondern als in Konvivenz gewachsene und wechselseitig verflochtene. In diese Perspektive der Zwischenräume führen Sie auch weitere Artikel dieses Heftes ein. Die existentielle Ebene der Begegnung wird zwischen den Religionen mit bedacht und sie spielt auch für das Hochschulleben eine große Rolle. Bei allem Digitalisierungsschub, den die Pandemie gebracht hat, lebt auch der Campus von der Begegnung zwischen Tür und Angel, zwischen Lehrveranstaltungen und Sitzungen, da man in solchen Begegnungen die Botschaft des Gegenübers besser „zwischen den Zeilen lesen“ kann.

Papst Franziskus hat im Juni 2019 in Neapel geäußert, dass er von „theologischen Fakultäten“ träumt, „wo das Miteinander der Unterschiede gelebt wird, wo eine Theologie des Dialogs und der Aufnahme praktiziert wird, … wo die theologische Forschung in der Lage ist, einen herausfordernden, aber überzeugenden Prozess der Inkulturation zu fördern“. Wir freuen uns, wenn wir als Hochschule einen Beitrag hierzu leisten können

Ich grüße Sie herzlich und wünsche Ihnen eine angenehme und spannende Lektüre des GEORG.

Thomas Meckel Rektor der Hochschule

Inhalt

10 **Titelstory**

Karsten Schmidt
Meine Reise durch den Buddhismus

Christian M. Rutishauser SJ
Meine Begegnung mit dem Judentum

26 **Aus dem Priesterseminar**

Johannes Ehme
Priesterseminar in Corona-Zeiten

16 **Worte zur Zeit**

Heinrich Watzka SJ
Die neue Angst vor der Blasphemie

34 **Vorgestellt**

Johannes Köhler über Stephan Herzberg
Immerzu im Gespräch mit den Klassikern

Editorial
03

38 **Scientia – Philosophie**

Stefan Hofmann SJ
Zur Debatte über Peer Disagreement

44 **Aus dem Jesuitenorden**

Klaus Schatz SJ
Aus vier wird eins

30 **Stimmen aus Sankt Georgen**

Marek Steinbach, Bernhard Knorn SJ, Jonas Sträßer
Erfahrungen mit dem digitalen Studium

48 **Alumni berichten**

Interview mit Verena Wodtke-Werner
Ich wollte mehr wissen

Impressum
02

6 **Scientia – Theologie**

Mira Sievers, Tobias Specker SJ
Intertheologie

41 **Aus den Instituten**

21 **Fragen über Fragen**

an Clemens Löcher SJ

22 **Das besondere Buch**

Alexander Löffler SJ
Biographie der Stille

Geschafft!
51

18 **Pietas**

Yvonne Prowse
Eine ökologische Spiritualität

46 **Aus der Hochschule**

24 **Weltkirche**

Ângela de Fátima Coelho
Das Leben in Fátima

28 **Centerfold**

Intertheologie

Verflechtungen zwischen Judentum, Christentum und Islam

MIRA SIEVERS
Juniorprofessorin für Islamische Glaubensgrundlagen, Philosophie und Ethik/ HU Berlin
TOBIAS SPECKER SJ
Juniorprofessor Katholische Theologie im Angesicht des Islam Sankt Georgen

Dem Patriarchen Timotheus, der im 8. Jahrhundert immerhin 43 Jahre Patriarch der Kirche des Ostens in Bagdad war, geht es im Gespräch mit dem Kalif al-Mahdī flüssig von den Lippen: Auf die nicht unheikle Frage des ihm durchaus wohlgesonnenen abbasidischen Herrschers „Was sagt ihr von Christus? Wer ist er?“ antwortet der Katholikos: „Christus ist das Wort Gottes, das im Fleisch erschienen ist zum Heil der Welt.“ Wie auch immer diese Formulierung theologiehistorisch eingebettet ist, so entfaltet sie im Gespräch sicherlich nicht unbeabsichtigte Untertöne: Koranisch geschulte Ohren hören hier automatisch den 172. Vers der vierten Sure heraus, in dem Jesus als das Wort Gottes (kalimat Allāh) bezeichnet wird. Zudem klingt in der Formulierung natürlich auch die Selbstbezeichnung des Koran als Rede Gottes (kalām Allāh) mit. Unabhängig von der Frage, ob der Dialog real je stattgefunden hat oder eher als ein apologetisches Handbuch konzipiert wurde, wird in dem Versuch des Patriarchen, den Kern der christlichen Botschaft verständlich zu machen, ganz deutlich der islamische Kontext mitbedacht. Die Sprache des Koran und die Sprache der christlichen Botschaft verflechten sich ineinander. Dabei wird keineswegs im heutigen Sinne ein interreligiöser Dialog, sondern eher Apologetik betrieben. Doch die Sprach- und Gedankenwelt des Anderen ist präsent, gerade dort, wo das Eigene zum Ausdruck gebracht, ja verteidigt werden soll.

Verflechtungen von Bibel und Koran

Diese Verflechtung ereignet sich nicht nur im Zentrum der islamischen Welt des späten achten Jahrhunderts. Auch an seinem westlichen Ende, in Córdoba, findet sich nur wenig später ein weiteres schönes Beispiel: Im ausgehenden neunten Jahrhundert übersetzt Ḥafṣ ibn Albar al-Qūṭī die Psalmen in das Arabische. Und ganz selbstverständlich verwendet er dabei zentrale koranische Begriffe wie ar-raḥmān (der Barmherzige) oder hudā (die Rechtleitung). Die einzelnen Psalmen bezeichnet er als Suren und den ganzen Psalter mit dem koranischen Wort zabūr.

Wie es sich für eine Verflechtung gehört, gilt sie dabei in beide Richtungen: Beim Islam als der jüngsten der abrahamitischen Religionen ist diese bereits für den zentralen religiösen Bezugstext selbst konstitutiv. Entstanden auf der arabischen Halbinsel im 7. Jahrhundert, ist das Umfeld des Koran außer durch das Weltbild der Bewohner*innen Zentralarabiens auch wesentlich durch die jüdische und christliche Präsenz der Umgebung geprägt. Die Suren des Koran beziehen sich dabei sowohl auf Vorstellungen, Erzählungen und Figuren der biblischen Tradition als auch auf die zeitgenössischen jüdischen und christlichen Akteure (wie die Mönche in Q 57:27 oder die Rabbiner und jüdischen Schriftgelehrten in Q 5:44). Auch hier wird das Eigene der koranischen Offenbarung in der Gedankenwelt der Anderen zum Ausdruck gebracht: So wird in Q 2:125–129 erzählt, wie Abraham mit Ismael das Heiligtum in Mekka gestiftet hat. Auf der einen Seite steht die Erzählung ganz in den biblischen und post-biblischen Traditionen des Altarbaus durch die Patriarchen und ist ohne diese nicht zu verstehen. Auf der anderen Seite wird die Vorrangstellung Mekkas ausgerechnet im biblischen Gewand herausgestellt, wie der an der Hebrew University in Jerusalem lehrende Islamwissenschaftler Joseph Witzum herausgearbeitet hat.

Verflechtungen in der islamischen Theologie

Solche Verflechtungen lassen sich aber auch für die spätere Entwicklung der islamischen Theologie beschreiben, wobei dies in unterschiedlichem Maße für die Einzeldisziplinen gilt. An dieser Stelle sei ein Beispiel aus dem islamischen Recht genannt, nämlich das für das sunnitische Erbrecht zentrale Konzept des „Resterben“ (ʿaṣaba). Nach dieser Regelung wird das Erbe zunächst entsprechend der im Koran genannten Quoten verteilt, bevor der übrige Teil an einen Resterben geht, der üblicherweise ein direkter männlicher

Figuren: Elke Teuber-S., Foto: Sigurd Schaper

Verwandter ist. Diese Regelung und auch der entsprechende arabische Begriff des ʿaṣaba gehen nicht auf den Koran zurück, obwohl dieser in Q 4:11f. recht detailliert die Grundlagen des islamischen Erbrechts enthält. Stattdessen – so das Argument des libanesischen Islamwissenschaftlers Chibli Mallat – sind die Regelung und die Bezeichnung des Resterben auf das Syrisch-Römische Rechtsbuch beziehungsweise dessen arabische Übersetzung zurückzuführen, das zeitgleich von einigen Christ*innen in den eroberten Gebieten verwendet wurde. Die in späteren Jahrhunderten immer weitere Verbreitung des Rechtsbuchs unter verschiedenen christlichen Glaubensgemeinschaften wie der armenischen, der koptischen und der assyrischen Kirche des Ostens lässt sich umgekehrt durch den Wunsch nach einem christlichen Pendant für das entstehende islamische Recht erklären. In diesem Beispiel beeinflusst ein unter Christ*innen zirkulierender Text die Formierung des islamischen Rechts, welches dann wiederum Konsequenzen für die Relevanz des Rechts im christlichen Kontext hat.

Das Konzept Intertheologie

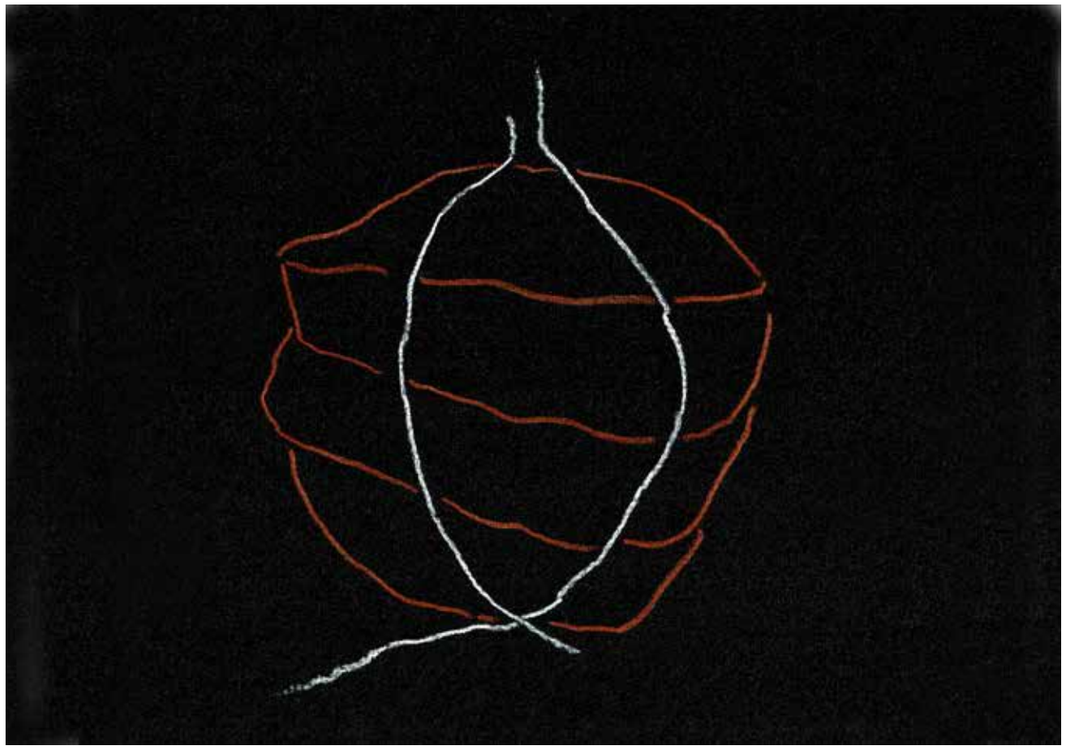
Es ist also durchaus nicht so, dass die Religionen abgeschlossene Systeme sind, die in einem zweiten Schritt, wohlwollend oder kritisch, miteinander in Beziehung treten. Die andere Religion ist bei der Konstituierung des Eigenen unmittelbar präsent. Der christliche Theologe Reinhold Bernhardt aus Basel bringt dies auf den Begriff der Inter-religio. Von diesem Begriff kann man sich anregen lassen, die theologische Forschung in Richtung einer Konzeption der Intertheologie weiterzudenken.

Intertheologie bedeutet, Theologie – im Sinne eines reflexiven Nachdenkens über den eigenen Glauben – als eine gemeinsame Errungenschaft von Judentum, Christentum und Islam zu sehen. Oft wird betont, dass der Begriff der Theologie nicht zu schnell auf das Judentum und den Islam übertragen werden dürfe. Und tatsächlich gibt es durchaus Unterschiede in der Zusammenstellung und Gewichtung der beteiligten Disziplinen, die die Theologie ausmachen. Zweifellos steht zum Beispiel die Auslegung des Rechts in Judentum und Islam stärker im Mittelpunkt. So werden in der Rechtswissenschaft Fragen behandelt, die im christlichen Kontext Teil der Systematischen Theologie sind: Fragen der Texthermeneutik und der sprachphilosophischen Voraussetzungen zum Beispiel. Dennoch lässt sich für ganz verschiedene Zeiten und Räume zeigen, dass Vertreter*innen der anderen Traditionen als Stimmen zu einem geteilten Anliegen ernst genommen wurden, die die eigenen Positionierungen herausfordern und einer Antwort bedürfen. Hierin kann die Grundlage für eine wechselseitige Sprachfähigkeit gesehen werden.

Die Logik der Beziehung und der Separation

Diese Verflechtungen haben nicht nur eine abstrakte Bedeutung für theologische Expert*innen. Zwar sollte man sich ausdrücklich in Acht nehmen vor jeder Idealisierung einer historischen Epoche zu einem Idyll interreligiöser Harmonie, das berühmte Andalusien eingeschlossen. Dennoch illustrieren die Verflechtungen, dass der Logik der Separation, die die verschiedenen Religionen als in sich geschlossene, undurchlässige Systeme betrachtet, die ihre gesellschaftliche Einflusssphäre durch dominante Selbstbehauptung möglichst weit ausdehnen müssen, immer auch eine Logik der Beziehung gegenüberstand und -steht. Die Logik der Beziehung findet sich oft auf der Ebene des alltäglichen Lebens. So berichtet der ḥanbalitische Theologe Ibn Taymīya im 14. Jahrhundert entsetzt von Osterbräuchen der muslimischen Bevölkerung, wettert gegen religiös gemischte Arbeitsverhältnisse und sieht die Einheit Gottes am besten durch eine möglichst radikale Separation der Religionsgemeinschaften gewährleistet. Sein Furor zeigt, wie verflochten das alltägliche Leben im Damaskus des 14. Jahrhunderts war. Er zeigt zudem, dass Konvivenz mehr ist als bloße Koexistenz.

Ein solches Zusammenleben bedeutet auch das Konfrontiertsein mit ähnlichen Problemen: Dies lässt sich in etwa zeitgleich auf der iberischen Halbinsel im Alltag von Frauen unterschiedlicher Religionen sehen. Während das Kochen in jüdischen, christlichen und muslimischen Familien insgesamt mehrheitlich als weibliche Aufgabe angesehen wurde, mussten je nach Religion unterschiedliche Vorschriften und



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Verbote beachtet werden. Für al-Andalus existieren relativ viele Berichte, die über die gegenseitige Unterstützung von Frauen berichten – sei es, dass Musliminnen am Schabbat für einen jüdischen Haushalt das zubereitete Essen erwärmen oder dass diejenigen Teile geschlachteter Tiere verwendet werden, die in der Religion der Anderen verboten waren. Eine solche Praxis ist aber nicht nur alleine auf der Ebene des interreligiösen Zusammenlebens angesiedelt, sondern setzt auch Kenntnis von und Verständnis für andere theologische Vorstellungen voraus.

Verschiedene Dimensionen der Intertheologie

Es sind im Projekt der Intertheologie also stets mehrere Ebenen zu untersuchen: In konkreten Einzelanalysen werden anschauliche Beispiele der Verflechtungen nachgezeichnet, um zu zeigen, wie der und die religiöse Andere stets dort mit präsent ist, wo das eigene Selbstverständnis bedacht und ausformuliert wird. Systematisch bedeutsam werden die Untersuchungen jedoch dadurch, dass diesen Verflechtungen reflexiv eine normative theologische Bedeutung zugesprochen wird. Hierzu gilt es, zunächst allgemeiner die Zwischenräume zu untersuchen, in denen die Verflechtungen in besonderer Weise geschehen. Zu denken wäre an die Rolle der Musik in interreligiösen Gebeten, an geteilte religiöse Räume oder an institutionalisierte menschliche Beziehungen. Vor allem aber versucht die Intertheologie in systematischer Hinsicht zu verstehen, wie und in welchen Begriffen die Verflechtungen reflektiert wurden und werden können. Zumindest implizit, so die grundlegende Annahme, ist das „Inter“, das „Zwischen“ den Religionen, ein eigenes Thema: Zu denken wäre zum Beispiel an die implizite Argumentation durch Genealogien (Abraham, Hagar, Ismail), an die Theologie des Bundes, die ausgeweitet wird, oder an die Logostheologie, auf die als geteilter Horizont rekurriert wird.

Diese knappen Andeutungen machen noch einmal deutlich, dass Konvivenz eben mehr ist als ein bloßes Nebeneinander: „Menschen, die zusammenleben, teilen sich mehr als nur die Fläche [….], sie leben nicht neben-, sondern miteinander.“ Sie nutzen „gemeinsam all die Strukturen, in denen Zusammenleben organisiert wird, Kontakte inklusive“, so beschreibt es das Projekt *Modelle des Zusammenlebens* der Max-Planck-Gesellschaft. Diese gelebte Verflechtung auch theologisch wahr- und ernstzunehmen, das ist Anliegen der Intertheologie.

Meine Reise durch den Buddhismus – und darüber hinaus

KARSTEN SCHMIDT
Lehrbeauftragter für Religionswissenschaften mit Schwerpunkt Indische Religionen, Frankfurt

Obwohl ich formal als Christ, norddeutsch-protestantisch, aufgewachsen bin, spielte Religion in der Familie keine zentrale Rolle. Dennoch begegnete mir religiöse und kulturelle Vielfalt von Anfang an. Durch die Arbeit meines Vaters in der Entwicklungshilfe lebten wir während meiner Kindheit sieben Jahre in Afrika, der Bekanntenkreis war sehr international. Gegen Ende der Schulzeit in der Nähe von Frankfurt bildete sich ein noch diffuses Interesse an philosophisch-religiös-spirituellen Themen heraus, das zu einem Studium der vergleichenden Religionswissenschaft und Philosophie zuerst in London und dann, weil das Leben dort zu teuer war, zurück nach Frankfurt führte, mit längeren Ausflügen in die Religionsphilosophie, später in Marburg auch in die Indologie und Tibetologie.

Ein persönlicher Zugang zum Buddhismusus

Meine Begegnung mit Buddhismus geschah hier zunächst akademisch, als eine Religion unter vielen. Besonders in hermeneutischer Hinsicht präsentierten indisch-asiatische Lehren aber größere Herausforderungen als die vertrauteren monotheistischen Traditionen. Das Lernen von Sprachen half, allerdings nur ein Stück weit. Das taten auch erste Studienreisen, zunächst nach Indien, in den folgenden Jahren regelmäßig unter anderem nach Nepal und Tibet. Gerade buddhistische Lehren betonen die Bedeutung von Erfahrung und müssen, so schien mir, auch selbst erfahren werden, um sie besser verstehen zu können. Dazu gab es in Frankfurt und Umgebung einige Möglichkeiten. Nach etwas Umsehen geriet ich in ein Zentrum in Offenbach, das einem tibetischen Lehrer der Dzogchen-Tradition verbunden war, wo weniger Gewissheiten vermittelt wurden, als ein Umgang mit Ungewissheit. Nach seinem Tod löste sich das Zentrum auf, und ich begann eine Reise, zu der burmesische Vipassana-Meditation und Zen-Sesshins gehörten.

Die Frankfurter Religionsphilosophie der 1990er Jahre war stark auf Hegel und eine partielle Restituierung klassisch-metaphysischer Positionen ausgerichtet, während ich mit postmodernen Ansätzen und Heidegger zu sympathisieren anfing. Dabei zeigten sich zu buddhistischem Denken auch interessante Überschneidungen, vor allem in Hinblick auf eine konsequente Abkehr von metaphysischen Erkenntnisansprüchen zugunsten einer Beschreibung diesseitiger Erfahrung in ihrer Unabschließbarkeit. In dieser Verbindung gewann die Auseinandersetzung mit Buddhismus eine stärkere Relevanz. In akademischer Hinsicht vor allem methodologisch, weil die meisten vertrauten abendländischen Begrifflichkeiten, einschließlich religionswissenschaftlicher Typologien, nicht wirklich anwendbar waren. Mir begegnete eine Religion und zugleich Doch-nicht-Religion, mit Buddhas, die in der Kommentarliteratur ausdrücklich als abhängige Erscheinungsformen des eigenen Geistes bezeichnet werden, mit einem Streben nach Erlösung, das nirgendwo hinführt außer zu einer anderen Geisteshaltung sowie mit der Leugnung von irgendeinem festen Grund. Wie ich heute weiß, ähnelt das der Erfahrung der ersten jesuitischen Missionare, die in Japan auf eine buddhistische Volkstradition stießen, in der Buddhas wie Götter verehrt wurden, in der es Vorstellungen von Himmeln und Höllen gab, wogegen die gelehrten Zen-Meister sagten, das alles habe nur phänomenale Existenz.

Missverständnisse im interreligiösen Dialog

Ich musste Abstand nehmen von der populären Idee eines traditionsübergreifenden Transzendenzbezugs, ebenso davon, dass nur unterschiedliche Antworten auf dieselben Fragen gegeben werden. Dagegen zeigten sich mir teilweise schon die Fragen verschieden. Schließlich gewann ich den Eindruck, die Heilsgestalten, die soteriologischen und die weltanschaulichen Konzepte seien in schwer kompatiblen spezifischen Ontologien verortet. Beim Blick aufeinander setzen beide Seiten ihr Weltverständnis voraus, haben zum Teil ihre inkludierenden Deutungen der religiösen Vielfalt, die aber ebenfalls voneinander abweichen.

Zeichnung: Elke Teuber-S.

Im interreligiösen Dialog wird daher oft aneinander vorbeigeredet. Wenn also Hugo Makibi Enomiya-Lassalle (1898–1990) zugunsten der Praxis auf eine übergreifende Religionstheologie weitgehend verzichtete, entsprang das vielleicht kluger Einsicht und nicht systematischer Schwäche.

In meiner persönlichen Orientierung sprachen mich besonders jene Aspekte buddhistischer Lehren an, die auf das konkrete Daseinserleben gerichtet sind und eine Öffnung für dessen Unverfügbarkeit anstreben. Obwohl es in buddhistischen Traditionen viele Glaubensvorstellungen gibt, soll eine einschränkende und verabsolutierende Haltung ihnen gegenüber losgelassen werden. Ein solches Loslassen führt zum Beispiel in mahayanischen Texten zu scheinbar paradoxen Formulierungen, in der Art wie: „Der Buddha hat nichts gelehrt“ oder „Es gibt kein Heilsziel zu erreichen“. Der buddhistische Ansatz konzentriert sich auf den phänomenalen Raum, in dem alles als prozesshaft, veränderlich und nur in Verbindung mit anderem existierend gedeutet wird. Vorstellungen von etwas Absolutem oder substanzieller Existenz gelten als unbegründet und heilshinderlich. Über das Bewusstsein konstitutiver innerweltlicher Verbundenheit soll zugleich eine solidarische, mitfühlende Haltung gegenüber anderen Menschen oder empfindenden Wesen gestärkt werden. Gerade in einer spätmodernen Situation, in der sich im Hinblick auf existenzielle Orientierungsfragen epistemische Ungewissheiten multiplizieren, schien mir das ein überzeugender Ansatz für die Möglichkeit eines sinnerfüllten und moralischen Lebens zu sein – unabhängig von Letztbegründungen und der Beantwortung großer Fragen wie nach dem Ursprung von allem oder einem präexistenten Sinn.

Der Umgang mit religiöser Vielfalt

Im Idealfall folgt aus dieser metaphysischen Zurückhaltung auch ein entspannteres Verhältnis zu religiöser Diversität. Problematisch wird es dagegen meiner Erfahrung nach, wenn eine starke Fixierung auf bestimmte Glaubensvorstellungen das religiös Andere als Bedrohung empfindet, als eine implizite Infragestellung der eigenen Identität. Es ist dann schwer, anderen Religionen ihre Andersheit zu lassen. Der Impuls ist vielmehr, diese Andersheit theologisch oder auch praktisch zu bewältigen. Das muss nicht antagonistisch sein, sondern geschieht heute oft auf dem Weg des Dialogs, aber immer noch mit dem Ziel, die Andersheit zu überwinden, indem man auf einen metaphysischen Konsens hinarbeitet, der mit der eigenen religiösen Identität noch einigermaßen vereinbar ist. Die Wahrnehmung des anderen ist dann der eigenen Selbstvergewisserung untergeordnet.

Seit etwa 15 Jahren wurden interreligiöse Begegnungen zunehmend ein Schwerpunkt meiner Tätigkeit – akademisch und darüber hinaus auch praktisch – zum Beispiel in Veranstaltungen im Frankfurter Tibethaus oder auch im Haus am Dom. Das betrifft vor allem den christlich-buddhistischen, aber auch den muslimisch-buddhistischen Dialog. Zu Letzterem hatte ich durch eine Kooperation der Goethe-Universität Frankfurt mit einer Universität im Iran über vier Jahre Gelegenheit – und darüber hinaus auch im Frankfurter Rat der Religionen. Besonders fruchtbar sind diese Begegnungen in meiner Wahrnehmung, wenn es gelingt, auf der anderen Seite zunächst die Menschen zu sehen und nicht Repräsentanten einer anderen Religion. Eine zwischenmenschliche Öffnung, getragen von Respekt und Solidarität, ist eine unverzichtbare Voraussetzung für wirkliche Gespräche, die dann auch gerne inhaltlich kontrovers sein dürfen.

Meine Begegnung mit dem Judentum: Ein faszinierendes Abenteuer

CHRISTIAN M. RUTISHAUSER SJ
Provinzial der Schweizer Provinz der Jesuiten,
Berater des Papstes für die Beziehungen zum Judentum

Warum ich die Shoa als Thema meiner Abiturarbeit im Fach Geschichte gewählt habe, das kann ich heute nicht mehr sagen. Mein Interesse für Geschichte und meine Sensibilität für Gerechtigkeitsfragen mag sich in den 1980er Jahren mit der aufkommenden Shoa-Aufarbeitung verbunden haben. Im Theologiestudium hatte ich dann eine Vorliebe für das Neue Testament. Ich wollte Jesus Christus als Angelpunkt meiner Existenz besser verstehen. Über die Exegese habe ich den historischen Jesus entdeckt. Mein Glaube hat sich jedoch nicht in Religionsgeschichte hinein aufgelöst. Vielmehr wurde ich auf Jesus als gläubigen Juden seiner Zeit gestoßen, auf den Wert eines nicht trinitarischen Monotheismus mit Wahrheitsanspruch. Ich lernte, wie die schriftliche und mündliche Tora zueinander stehen und vernunftgeleitete Rechtsentwicklung als geistlicher Prozess verstanden werden kann. Dabei wurde mir die Hebräische Bibel zum Verstehenshorizont des Neuen Testaments. Auch die Pharisäer als Vorläuferbewegung des rabbinischen Judentums hatten sich mir erschlossen. Ich entwickelte Achtung davor, wie sie als Laienbewegung das Volk religiös prägten. Dass es dabei auch Heuchelei und fundamentalistisches Verhalten gab, war im Eifer des Gefechts damals nicht zu vermeiden. Daher bin ich auch für Jesu strengen Blick dankbar. Kurz: Die Selbstvergewisserung im Studium hat mich nicht nur aus dem unreflektierten Kinderglauben herausgeführt. Ich entdeckte das Judentum theologisch wie auch historisch. Das Judentum als Lerngemeinschaft und der Talmud als „Protokoll“ der rabbinischen Diskussionen über Generationen faszinierten mich, so dass sie meinen eigenen Glaubensvollzug mehr nährten als das Studium der christlichen Dogmengeschichte. In einer Phase des „Kirchenkollers“ konnte ich nicht anders als im Judentum Halt finden.

Ob diese Auseinandersetzung schon Dialog mit dem Judentum ist? Einerseits ja, andererseits nein. Begegnungen mit der jüdischen Glaubensgemeinschaft von heute hatte ich nur vereinzelt. Dies sollte sich von dem Zeitpunkt an ändern, als ich gegen Ende des Studiums drei Monate in Israel verbrachte. Ich lernte jüdische Kultur und Gesellschaft kennen: den modernen Zionismus, die sephardische Geschichte, ultraorthodoxe Kreise, Konservative bis hin zu den Rekonstruktionisten. Besuche in der Siedlung Alon Shwut zwischen Bethlehem und Hebron sind mir zum Beispiel in bleibender Erinnerung: Orthodoxe Juden, die sich hier vor der Staatsgründung Israel niedergelassen haben, wurden vom palästinensisch-israelischen Konflikt überrollt. Sie erforschen heute mit neuesten technischen Mittel die verschiedenen Kommentare aus der jüdischen Tradition und führen sie lebendig fort. Die Bedeutung des Standorts für intellektuelle Arbeit – die Siedlungen waren auch in den 90er Jahren der Osloer-Verträge nicht unumstritten – lernte ich an diesem Ort reflektieren. Ich lernte überhaupt, Israelis und Juden in ihrem Selbstverständnis wahrzunehmen, gerade auch, dass sie meiner Erfahrung nach am Christentum wenig Interesse haben.

„Glaube ist etwas für Erwachsene und reife Menschen. Sonst kann er gefährlich werden.“

Mein im Studium erarbeitetes Bild des rabbinischen Judentums, das mich auch das Christentum mehr als Erinnerungsgemeinschaft verstehen ließ, wurde mit einer Wirklichkeit konfrontiert, die mir gut tat. Dialog läuft immer über konkrete Erfahrungen. Wie einige dem Judentum gegenüber zunächst eher negativ eingestellt sind, durch Begegnungen mit dem real existierenden Judentum jedoch zu einem realistischen Verhältnis finden, so war meine Begegnung andersherum: Mit dem gelebten Judentum wurde meine idealisierende Faszination für die rabbinische Tradition geeerdet. Rückblickend sehe ich, wie sich mein Dialog mit dem Judentum als lebendige Beziehung mit Phasen von Annäherung und Irritation, von Überraschungen und Vertrautwerden entwickelte.

Auf jeden Fall sah ich mich in dieser Begegnung mit dem Judentum gezwungen, mein christliches Glaubensvokabular neu zu buchstabieren: Den Trinitätsglauben lernte ich als Mystik des Monotheismus

Foto: © Juanma Clemente-Alloza, Unsplash.com

verstehen. Christus Jesus wurde mir zum jüdischen Messias, dessen Stellung gegenüber dem einen Gott die griechisch-philosophisch geprägte Theologie der Antike genial in ihr Sprachspiel übertrug. Die Auferstehung wurde mir von einer Frage, was nach dem natürlichen Tod kommt, zu einer Angelegenheit der Gerechtigkeit, zu einer ethischen Frage, wie der Schöpfergott den bösen Todeskräften nicht das letzte Wort lässt. Die Verbindung von Tora- und Tempelfrömmigkeit inspirierte mich, das Verhältnis von prophetischer und priesterlicher Tradition innerhalb des Christentums neu zu bestimmen. Kurz: In einer fruchtbaren Konversion hat sich meine christliche Existenz von innen her erneuert und vertieft.

Exemplarisch steht dafür Daniel Boyarins *A Radical Jew. Paul and the Politics of Identity* von 1997. Mein Forschungsaufenthalt in New York erlaubte es mir, nach der Lektüre von 380 Seiten kurzerhand nach Kalifornien zu fliegen, um Boyarin zu besuchen. Er hatte mein Paulusbild zertrümmert. Bis dahin war es von der innerchristlichen Streitfrage um Gesetz und Gnade, Werkfrömmigkeit und Glaube geprägt, wie seit der Reformationszeit üblich. Dieser konfessionelle Streit wurde mir mit einem Schlag Geschichte.Die paulinischen Briefe konnte ich neu als literarisches Zeugnis der jüdisch-messianische Bewegung der Spätantike verstehen, der Auseinandersetzung von Judentum und Heidentum, von partikularer und universaler Dimension der biblischen Botschaft. Die mystisch-messianischen Erfahrungen des Diasporajuden Saul aus Tarsus holte mich zudem in einer eigenen Fragestellung ab.

Göttliche Vorsehung wird im Talmud einmal mit dem Satz beschrieben: „Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt.“ Das war meine Erfahrung und ist wohl die Erfahrung vieler, die sich für die jüdisch-christliche Begegnung entscheiden. Auf je eigene Weise werden ihre Glaubensbiographien neu geschrieben. Selten kommt es zu Übertritten und äusseren Konversionen. Stets aber vertieft die Auseinandersetzung die eigene Glaubensexistenz, angereichert durch die Fähigkeit, sich selbst und den anderen ein Stück weit von aussen und innen wahrzunehmen. Verschiedene Glaubensverpflichtungen beginnen bewusst und gewollt ineinanderzugreifen. Es erfüllt sich, was in der Geschichte angelegt ist, nämlich, dass jüdische und christliche Tradition aneinandergekettet sind. Wer sich dagegen bewusst oder unbewusst wehrt, wird als Christ antijudaistisch und als Jude selbstverschlossen. Es gibt keine andere Wahl.

Es stellt sich die grundsätzliche Frage, wie Begegnungen von Juden und Christen glücken können. In erster Linie steht zwischen beiden eine leidvolle verbale und physische Gewaltgeschichte. In Europa ist jeder und jede davon geprägt. Nur durch einen geduldigen Prozess des Lernens geschieht Versöhnung und entsteht Vertrauen. Nur durch den Respekt vor der Würde und der Berufung des je andern wird eine Beziehung auf gleicher Augenhöhe möglich. Daran zu arbeiten, setzt eine grundsätzlich offene und dialogbereite persönliche Identität voraus, die Fähigkeit, auch mit Ambivalenzen und Ungelöstem leben zu können. Eine von Angst gesteuerte, monolithische Glaubensidentität kann das nicht. Es sind nicht die sich zum Teil widersprechenden, dogmatischen Lehraussagen, die den Dialog verhindern, sondern die Art und Weise, wie sie verstanden und ins Leben eingebettet werden.

Glaube ist etwas für Erwachsene und reife Menschen. Sonst kann er gefährlich werden. Säkular und intelligent ist oft die bessere Kombination als dumm und fromm. Es ist anspruchsvoll, mit dem Heiligen in einer profanen Welt umzugehen. Es braucht Weisheit, um das Absolute und die Transzendenz mit der kontingenten Welt in eine lebensfördernde Beziehung zu setzen. Die Voraussetzungen dafür liegen vordergründig – vorausgesetzt wir leben in einer freien Gesellschaft – auf der psychologischen Ebene und der Persönlichkeitsbildung. Tiefgründig aber liegen sie auf der Ebene der Spiritualität. Sie führt den Menschen zur Demut. Er ist klein und begrenzt. Er muss weder die Geschichte überblicken noch seine Religion in die Zukunft führen. Vielmehr lässt sich der gläubige und spirituell geformte Jude wie Christ auf Gottes geheimnisvollen Wegen führen, auch durch gesellschaftliche Entwicklungen hindurch, die er nicht versteht. Er weiss, dass es allein darauf ankommt, dem Ewigen in kreativer Offenheit treu zu bleiben, denn er ist einzig. Alles geschieht in seinen Augen zur größeren Ehre Gottes.

Die neue Angst vor der Blasphemie

Worte zur Zeit

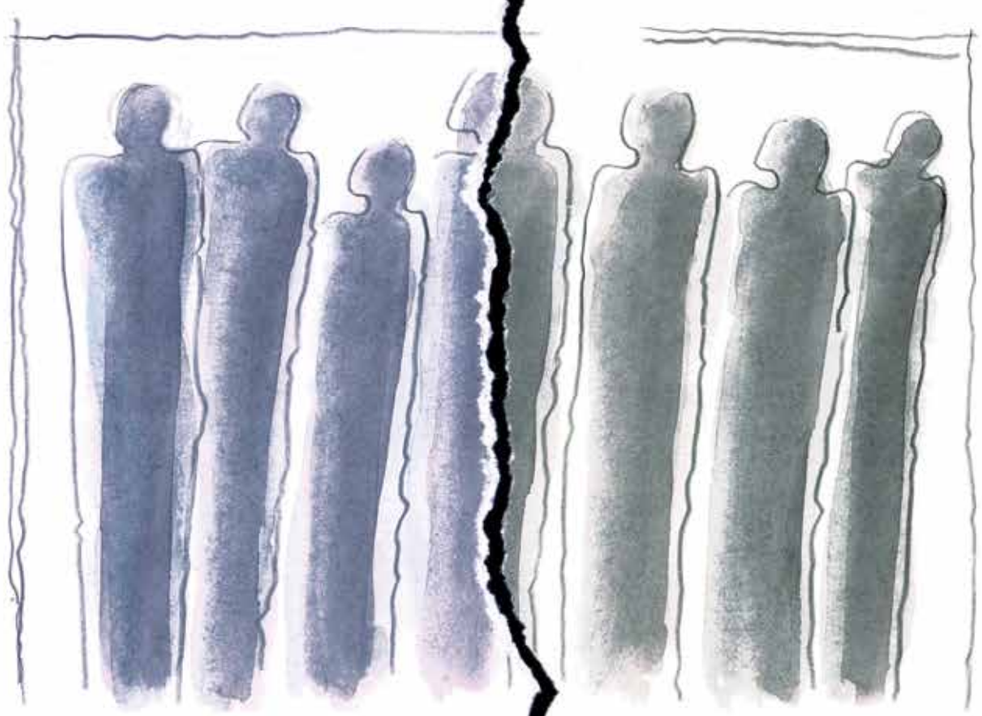
HEINRICH WATZKA SJ
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen
Professor für Philosophie

Nach der Enthauptung des Lehrers Samuel Paty am 16. Oktober in einem Pariser Vorort, der Messerattacke in der Basilika Notre-Dame in Nizza am 29. Oktober und den wahllosen Schüssen auf Passanten in der Wiener Innenstadt am 3. November mit vier Todesopfern ist das Gewaltpotential der Religion, oder besser die Gefahr, die von religiös motivierten Tätern und ihren Unterstützern ausgeht, erneut schmerzhaft ins Bewusstsein getreten. Der gemeinsame Auslöser, so steht zu vermuten, ist die Tatsache, dass der Geschichtslehrer Paty seinen Schülern eine Mohammed-Karikatur aus dem Satiremagazin *Charlie Hebdo* zeigte.

Die im säkularen Rechtsstaat menschenrechtlich verankerte Religionsfreiheit sowie die Meinungs-, Wissenschafts- und Kunstfreiheit beinhalten die Freiheit zur Religionskritik, nicht nur mit Argumenten, sondern auch mit literarischen und journalistischen Stilmitteln wie Polemik, Satire und Karikatur, die vor dem Anprangern, Schmähen und Verspotten nicht Halt machen. Die Grenzen der Meinungs- und Kunstfreiheit ergeben sich aus dem verfassungsrechtlich geschützten Persönlichkeitsrecht. Allerdings zieht die Kunstfreiheit dem Persönlichkeitsrecht enge Grenzen. Älter als die verfassungsrechtlich verankerte Religionsfreiheit ist das Verbot der Gotteslästerung. Waren die Gläubigen, die Theologen und die Lenker der Staaten bis zur Schwelle der Aufklärung davon überzeugt, dass Gott nicht mit sich spotten lasse und die Lästerung seines Namens umgehend mit Hungersnöten, Erdbeben und Seuchen strafe, so fürchten wir im 21. Jahrhundert nicht mehr die Rache Gottes, aber den Zorn seiner fanatisierten Anhänger. Der „Blasphemieparagraph“ 166 des deutschen Strafgesetzbuchs in der Fassung vom 1. April 1987 (der selbstverständlich nicht mehr so heißt) argumentiert mit der „Störung des öffentlichen Friedens“, die von der „Beschimpfung von Bekenntnissen, Religionsgemeinschaften und Weltanschauungsvereinigungen“ ausgehen könnte. Der Gesetzgeber lässt unbestimmt, wer die Störer sind. Stören die Künstler, Karikaturisten, Journalisten, die unter der Berufung auf die Kunst-, Meinungs- und Pressefreiheit kalkuliert Grenzen überschreiten? Oder stören die Gläubigen, die sich durch eine Karikatur, eine Filmszene, eine Satire oder ein Werk der bildenden Kunst in ihren religiösen Gefühlen zutiefst verletzt sehen und auf Gegenwehr sinnen?

Religiöse Menschen sind in einer Kultur, die alles relativiert und kritisiert, ins Hintertreffen geraten, stehen sie doch für etwas ein, das über jede Kritik erhaben und heilig ist. Vor allem trachten sie danach, „sich dieses Heiligen ihrerseits als würdig zu erweisen“ (Hans-Joachim Höhn). Je mehr für die Gläubigen die Beziehung zu einer Religionsgemeinschaft oder einem religiösen Bekenntnis zu einer Frage ihrer Identität geworden ist, desto mehr werden sie die ironische Herabsetzung oder Kritik ihrer Symbole und zentralen Inhalte als Herabwürdigung ihrer Person und als ehrabschneidend empfinden. Die neue Furcht vor der Blasphemie ist also keine Furcht vor dem Zorn Gottes, vielmehr fürchtet sich die Gesellschaft vor zornigen (Über-)Reaktionen von Gläubigen. „Gott braucht nicht geschützt werden“, so schrieb Robert Spaemann schon 2012 in der FAZ. „Er ist es, der schützt. Geschützt werden aber müssen Menschen, denen es um Gott geht. Menschen, die an Gott glauben. Sie sind es, die durch Religionsbeleidigung beleidigt werden, und zwar schwerer und tiefer als durch Beleidigung ihrer Person.“ Die Würde jener Gläubigen, die sich die Herabwürdigung ihrer Religion nicht gefallen lassen, wiegt ebenso schwer wie die Freiheitsrechte derer, die in säkularen Medien, in Wissenschaft und Kunst tätig sind. Spaemann lässt keinen Zweifel daran, dass das Mittel der Gewalt für Gläubige nicht einmal als ultima ratio in Frage kommt. Christsein, so Spaemann, schließe zwar die prinzipielle Bereitschaft ein, das Bekenntnis zu Gott und zu Jesus mit dem Tod zu bezahlen, „allerdings mit dem eigenen Tod, nicht mit dem eines anderen“.

Ich lese in diesem Semester mit meinen Studenten Immanuel Kants Schrift *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, die 1793 erschien und einen Skandal verursachte. 1794 flatterte ein



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Schreiben der preußischen Zensurbehörde auf Kants Schreibtisch, in dem man ihm vorwarf, dass er seine Philosophie zur „Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums“ missbraucht habe. Aber auch von Seiten seiner Philosophenkollegen schlug ihm Erstaunen und Ablehnung entgegen, unterzog er doch in seiner Religionsschrift ausgerechnet die Grundlehren des Christentums – Erbsünde, Christologie, Lehre von der Kirche und den Letzten Dingen, Rechtfertigung und Gnade – einer philosophischen Relecture und stellt sie als etwas Vernünftiges hin. Für Kant gibt es einen reinen Vernunftglauben, der dem Inhalt nach mit dem moralischen Gesetz beziehungsweise dem Handeln aus Pflicht übereinstimmt. Es handelt sich dennoch um einen Glauben, weil er das Bekenntnis zu Gott als dem moralischen Welturheber und die sichtbare Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen, das mit dem Ideal eines moralischen Reiches Gottes auf Erden übereinstimmt, das heißt zu einer Kirche, mit einschließt. Kant lässt keinen Zweifel daran, dass Gott allein durch moralisches Handeln und Herzensbildung gedient sein will, aber nicht durch Pflichten, die aus einer historischen „Offenbarung“ abgeleitet werden können. Letztere gelten ihm als „Afterdienst“ (cultus spurius) und „Religionswahn“, wonach das, was als Mittel der moralischen Besserung durchgehen könne, als ihr hauptsächlicher Zweck gelte.

Die Idee einer „natürlichen Religion als Moral“ lebt in der Gegenwart als Zivilreligion (civil religion) fort. Für Niklas Luhmann bezeichnet die Zivilreligion Mindestelemente eines quasi-religiösen Glaubens, für den sich bei allen Mitgliedern einer aufgeklärten Gesellschaft Konsens unterstellen lässt, zum Beispiel die universelle und ungeteilte Geltung der Menschenrechte, der Ausschluss jeglicher Art von Diskriminierung, die bedingungslose Solidarität mit den Opfern von Rassismus und sexueller Gewalt, der Anspruch auf Lebensqualität, Diversität und Teilhabe, der Erhalt der natürlichen Umwelt. Die Zivilreligion konkurriert nicht mit der verfassten Religion und dem Konfessionsglauben, sie sorgt vielmehr dafür, dass sich deren Gehalte verdünnen und neutralisieren. Die Heilsangst, die um die Bilder von Himmel und Hölle kreisten, wird von der Sorge um die Schöpfung und das irdische Paradies der allseitigen Inklusion abgelöst. Riten und Symbole werden zu Konsumgütern, die spirituellen Mehrwert schaffen, verändernde Praxis ersetzt Orthodoxie.

Der zivilreligiöse Konsens verlangt zu Recht, die Würde von Kindern, Frauen, Homosexuellen, sexuell Diversen, Migrantinnen und Migranten, Menschen mit Beeinträchtigungen zu achten. Witze über Juden, Frauen, „Neger“, Schwule sind auch im Satiremagazin, im Kabarett und in der Talkshow tabu. Kunstschaffende, Karikaturisten, Journalisten müssen eine Sensibilität dafür entwickeln, dass sich auch heute Menschen mit ihrer Religion identifizieren, so ambivalent Religion auch sein mag und es immer gewesen ist, und dass Religion mehr ist als der zivilreligiöse Konsens westlicher „aufgeklärter“ Gesellschaften.

Eine ökologische Spiritualität

Pietas

YVONNE PROWSE
Spiritual Director des Loyola-Hauses/ Guelph, Kanada

Herbstbeginn. Die Ahornbäume haben ihre wunderbare Verwandlung zu rot, orange und gold begonnen. Sie scheinen fast im Sonnenlicht zu singen, als Bill Clarke SJ mit ihnen betet. Er bereitet die Begrüßung der Exerzitand*innen für die Großen Exerzitien vor. Er will mit den Exerzitand*innen über Gottes schöpferische Liebe sprechen – die große Liebesgeschichte Gottes mit dem Universum und, darin eingeschlossen, natürlich mit jedem und jeder von uns. Viele Exerzitand*innen sind weit gereist für diese heilige Zeit. Alle bringen tiefe Wünsche und Bedürfnisse mit. Bill fragt die Bäume, was er diesen Pilger*innen sagen soll. Erstaunlicherweise scheinen die Bäume klar zu antworten: „Sag ihnen, dass wir sie lieben."

Dieser Moment ereignete sich vor vielen Jahren. Er war so konkret greifbar, dass Bill auch im folgenden und darauffolgenden Jahr zu den Bäumen ging. Jedes Mal schienen sie zu antworten. Im zweiten Jahr stand Bill zwischen den Bäumen und hörte den Wind zwischen den Ästen flüstern, als diese sanft zum Rhythmus des Windes schaukelten. Es schien, als ob die Bäume sprachen: „Sag ihnen, dass sie auf den Geist hören und sich von ihm bewegen lassen sollen." Ein anderes Mal regnete es ein wenig; die Botschaft der Bäume für die Exerzitand*innen war: „Sei einfach hier und lass Gottes Gnade, Gottes Liebe, wie Regen über dich strömen und dich füllen."

Viele Menschen, die die ignatianische Spiritualität schätzen, sind es gewohnt, ihre Vorstellungskraft auf Gebete mit der Schrift anzuwenden und auf Jesus oder die direkte Ansprache eines Heiligen aus einer Szene im Evangelium zu hören. Wir sind es jedoch weniger gewohnt, dieses vorstellende Gebet auf Gottes erste und ursprüngliche Offenbarung anzuwenden: die Schöpfung. Genau das hat Bill getan, und so beginnen wir die Exerzitien in Guelph. In den Einführungstagen, wenn die Exerzitand*innen sich eingewöhnen, beginnen wir mit einer kontemplativen Tour auf unserem Gelände, gefolgt von Bills Impuls. Danach die erste Gebetsübung. Es soll ein Baum irgendwo auf dem Grundstück gefunden werden, der einen annehmen will, oder vielleicht ein Stein oder ein Vogel, ein bestimmter Abhang oder eine bestimmte Kurve im Bachbett, die einen halten kann und hilft, präsent zu sein und Gottes Liebeslied zu hören. Ziemlich oft sagen Exerzitand*innen, dass nicht so sehr sie den Baum gewählt hätten, eher schien er sie zu wählen. Sie haben das Gefühl, gesucht und gefunden zu werden von Gott; ein Gefühl, das sie tief berührt. Deshalb kommen sie immer wieder zu ihrem Baum zurück, weil er sie und ihr Gebet während der Exerzitien unterstützt.

Die Natur spielt eine wichtige Rolle in der Spiritualität vieler Menschen; ob sie es bemerken und aussprechen oder nicht. Man muss nur an den Frieden und die Hoffnung denken, die entstehen, wenn man den Sonnenuntergang bestaunt oder seinen Garten pflegt. Diejenigen, die mich um geistliche Begleitung bitten – sei es in den Exzertitien oder im Alltag – ermuntere ich, ihre Aufmerksamkeit darauf zu legen.

Der Priester und Lichenologe John McCarthy SJ schrieb: „Heute haben wir erkannt, dass Theologie notwendig ökologisch und Ökologie von Natur aus äußerst theologisch ist. Mit anderen Worten: Wie wir von Gott denken, färbt unsere Weltsicht, und für die*den Gläubige*n kann die Welt nicht abgesondert von Gottes Geheimnis betrachtet werden." In unserem Gebet und Dienst in Guelph treffen Natur, Wissenschaft, Theologie, Schrift und Spiritualität aufeinander und mischen sich. Die bahnbrechende und intuitiv erfassbare Theologie des späten Denis Edwards, Diözesanpriester in Australien, ist hier hilfreich. Er erzählt die 14 Milliarden Jahre der Geschichte von der Geburt und Entwicklung unseres Universums mit einem betenden Herzen und einem Geist, der Gott, den Schöpfer, preist. Das bekannte Werk von Elizabeth Johnson CSJ hat vielen von uns in Nordamerika einen Weg aufgezeigt. Für ihre Theologie ist charakteristisch, dass sie die Schriften aufschließt und bisher unerkannte Wahrheiten ans Licht bringt. Wie etwa diese Auslegung des Johannesprologs: „Das griechische Original spricht nicht vom Wort, das Mensch wird (Anthropos), sondern es wird Fleisch (sarx), eine breitere Realität […]. Das Fleisch, zu dem das Wort wurde, ist Teil des großen Körpers des Kosmos […]. Das Wort Gottes trat in Solidarität nicht nur mit der ganzen Menschheit, sondern auch mit der ganzen biophysischen Welt. Deshalb verleiht die Inkarnation, die als dichter, spezifischer Ausdruck der Liebe Gottes schon in die Schöpfung ausgegossen ist, der ganzen irdischen Realität eine Würde." Johnson und Edwards sind beide stark beeinflusst von Karl Rahner. Sie erschließen außerdem die Lehren der frühkirchlichen Synoden und Theologen, um auf unsere gegenwärtige ökologische Herausforderung zu antworten. Auch Thomas Berry CP und natürlich Teilhard de Chardin beeinflussen mich und meine Kolleg*innen. In Vorstellungen und Gebetsübungen beziehe ich auch die Heiligen und Mystiker*innen unserer Tradition ein, die eine tiefe Verbindung zur Schöpfung hatten. Beispielsweise ermuntere ich Beter*innen, die Vögel und Blumen zu grüßen wie Franz von Assisi. Es öffnet sich nämlich etwas, wenn man die Dinge willkommen heißt oder sagt: „Gepriesen seist du, Bruder Sonne! Ich bin so froh, dich nach vielen grauen Tagen zu sehen." Wir versuchen, nicht zu anthropomorphisieren, sondern eine Ich-Du-Beziehung zu eröffnen statt beim nutzenorientierten Ich-Es zu verharren.

„Wenn wir einmal in der Lage sind, die Schöpfung willkommen zu heißen, können wir tiefer bewegt werden."

Wenn wir einmal in der Lage sind, die Schöpfung willkommen zu heißen, können wir tiefer bewegt werden. Ich ermuntere Exerzitand*innen, mit einer Übung der Öko-Psychologin Joanna Macy, betend ein Geschöpf einzuladen, die Vorstellungskraft zu betreten. Nicht festzulegen, welche Art von Kreatur es sein muss, sondern einer zu erlauben, uns auszusuchen. Sobald sie da ist, alles wahrzunehmen, was man kann. Mit den Ohren der Vorstellungskraft zu hören wenn sie zu einem spricht. Diese zwei Sätze zu vervollständigen: „Ich bin…" und „ich will, dass du…". Als ich diese Übung im Rahmen eines achttägigen ökologischen Retreats angeleitet habe, hat Pater Bill einen wunderschönen Monarchfalter getroffen. Er wollte Bill wissen lassen, dass er in Sorge ist angesichts der Aussicht auf das Aussterben seiner ganzen Art. Bill war zu Tränen gerührt. Er hat diese Begegnung nie vergessen. Haben Sie je darüber nachgedacht, wie Gott Sie ihr Leben hindurch segnet, in und durch Gottes

Foto: Sigurd Schaper

Schöpfung? Etwa durch eine Beziehung mit einem Lieblingshaustier, ergreifende Momente in der Natur, die Freude beim Brotbacken oder dem gemeinsamen Essen mit Freunden. Mit der eigenen Geschichte zu beten – was wir „die Gesegnete Geschichte Beten“ nennen – ist eine verbreitete Praxis in der nordamerikanischen ignatianischen Spiritualität. Diese zu beten mit einem besonderen Fokus auf der Schöpfung hat unzählige Menschen zu einer tieferen Verbindung mit der Welt der Natur geführt.

Wir können auch in Jesu Gebet und in seine Verbindung zur Natur einstimmen. Das hilft uns, in der Verbindung mit der Schöpfung und mit ihm zu wachsen. Schließlich kannte Jesus die Welt der Natur auf intime Weise. Viele seiner Gleichnisse benutzen natürliche Bilder wie Weizen, Weinberge, Senfkörner. Er fastete vierzig Tage in der Wüste. Ich ermutige Beter*innen zu bemerken, wie die Wüste war. Er heilte die Taubheit eines Mannes, indem er seine eigene Spucke und Schlamm benutzte. Wie muss seine Verbindung mit der Erde gewesen sein, dass er Schlamm

„Jesus kannte die Welt der Natur auf intime Weise.“

auf diese Weise benutzt? Hat dies vielleicht Hildegard von Bingen geholfen, ihre Weisheit zu erlangen: „Als das Wort Gottes sprach im Moment der Schöpfung, wurde Gottes Klang in jede Kreatur eingepflanzt und gab Leben jeder Kreatur“? Jesus traf die samaritanische Frau am Brunnen und sprach von lebendigmachendem Wasser. Deshalb beten wir mit Wasser. In einer anderen Übung, angelehnt an Macy, die „Tränenschüssel“ heißt, machen wir ein Gebet der Trauer. Während wir unsere Hände in eine Schüssel voller Wasser tauchen, benennen wir, um was wir trauern in dieser Welt. Wir legen die Verluste und Sorgen Gott hin, während wir Hoffnung suchen.

Einmal bot ich Exerzitien am Meer an, mitten im Winter, entlang einer schroffen, felsigen Küstenlinie. Als die vierte Woche näherrückte und ich die ersten inneren Regungen von Auferstehung fühlte, bevor ich die Erscheinung des Auferstandenen bei seiner Mutter betrachtete, ging ich zuerst hinaus zu den großen Felsen; denn ich erinnerte mich an Jesu Worte, als er Jerusalem für das Pessach-Fest betrat und aufgefordert wurde, die fröhliche Menge zum Schweigen zu bringen. „Er antwortete: ‚Ich sage dir, wenn diese still wären, würden die Steine schreien.‘“ (Lk 19,40). Ich dachte daran, dass wahrhaftig die Steine, die seit Millenien Teil dieses Planeten sind, ihn kannten und die Auferstehung erlebten. Ich weiß nicht, wie das „Wissen“ der Steine aussieht, aber sie waren hier und hatten eine Erfahrung davon. So stand ich im morgendlichen, salzigen Wind und betete auf den uralten Steinen, die inneren Regungen von Auferstehung in mir spürend und im Vertrauen, dass sie irgendwie von Gottes Schöpfung geteilt würden. Dies half mir, mich der Wahrheit zu öffnen, dass „in Christus alle Dinge im Himmel und auf Erden geschaffen wurden…und in Christus alle Dinge zusammenhalten.“ (Kol 1,16f.).

Den Text übersetzte Martin Höhl.

Weiterlesen

Denis Edwards, *Ecology at the Heart of Faith*. Maryknoll, NY: Orbis Books, 2006.

Joanna Macy and Molly Brown, *Coming Back to Life*. British Columbia: New Society Publishers, 2014.

Elizabeth A. Johnson CSJ, *An Earthy Christology: „For God so Loved the Cosmos“*. In: America, April 13, 2009, 27-31.

Bitte einmal ausfüllen!

Pater Clemens Löcher, Spiritual im Priesterseminar, stellt sich dem Fragenkatalog des GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück ... gehe ich mit der Hoffnung, nicht schon gleich mit negativen Botschaften konfrontiert zu werden

Mit 16 Jahren wollte ich ... Priester, Jesuit und Germanist werden

Christ sein ist für mich ... sich von Christus ergreifen und senden zu lassen

Zurzeit lese ich ... Ruth Rehmann, Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater

Andere schätzen an mir ... möglicherweise, daß sie von mir nicht fürchten müssen, gefragt zu werden, was sie an mir schätzen

*Mein*e Lieblingsphilosoph*in/-theologe*in ...* Nikolaos Kabasilas, Marius Reiser

Wenn ich Papst wäre ... würde auch ich es vermutlich nicht allen recht machen können

Geld macht mich ... manchmal nachdenklich

Drei interessante Wörter: Glaube, Hoffnung, Liebe

Kürzlich habe ich mich gefreut über ... meine allseits freundliche Aufnahme nach meinem Einzug am 30.9.20

Ich vergesse die Zeit, wenn ich ... anregende Gesprächspartner habe – große Musik höre – vor bestimmten Bücherwänden stehe

Sankt Georgen ist für mich ... ein kleiner Kosmos, den ich am 1.10.20 zu erkunden begonnen habe

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... sich von Zeit zu Zeit bewußt zu machen: Was einem Menschen wichtig ist, erkennt man an zweierlei: daran, wofür er Zeit hat, und daran, wofür er Geld hat – und sich nicht selbst zu betrügen

Biographie der Stille

Pablo D'Ors' Hommage an die Meditation als die alles verändernde Kraft

Das besondere Buch

ALEXANDER LÖFFLER SJ
Dozent für Fundamentaltheologie, Sankt Georgen

„Meditieren ist einfach, aber nicht leicht." Wer sich schon einmal zur Meditation niedergesetzt hat, weiß, wie wahr dieser Satz ist. Meditieren ist einfach, weil es nichts zu erreichen gibt. Doch gerade das Nichtstun fällt unheimlich schwer. Wer äußerlich zur Ruhe kommt und sich still auf seinen Atem konzentriert, realisiert oft erst, welch gewaltiger Gefühls- und Gedankensturm im Inneren tobt. Wer meditieren will, braucht einen langen Atem, viel Geduld und Nachsicht mit sich selbst, vor allem aber Ermutigung, sei es in Form einer Gruppe von Gleichgesinnten oder einer guten Begleitlektüre. Wer Letzteres sucht, findet in Pablo D'Ors' Buch einen unnachahmlichen Reisefreund. Dem katholischen Priester und Schriftsteller aus Spanien, der seit mehr als 30 Jahren auf der Reise zu sich selbst – zu seiner „inneren Kapelle" (138) – ist, gelingt es meisterhaft, die eigenen Meditationserfahrungen so zu reflektieren und ins Wort zu heben, dass sie zu inspirierenden Einsichten werden und zugleich auf jeder Seite die Lust am Meditieren wecken.

„Alles, was mich desillusioniert, ist mein Freund, denn enttäuschte Wunschvorstellungen bringen uns in den Kontakt mit dem echten Leben."

Pablo D'Ors, der sowohl in christlicher Kontemplation als auch in zenbuddhistischer Meditation geübt ist, ist davon überzeugt, dass die „stille" Meditation, wie sie in diesen beiden Traditionen beheimatet ist, dem Menschen zu einem erfüllteren Leben verhelfen kann, weil letztlich nicht die Quantität, sondern die Qualität des Erlebens den Menschen sättigt und glücklich macht. „Wenn ich recht überlege, lebe ich nie intensiver, als wenn ich mich zum Meditieren setze", so bekennt D'Ors selbst und fügt hinzu: „Daher bedeutet Meditieren für mich, mit mir selbst zu sein, während ich, wenn ich nicht meditiere, nicht wirklich weiß, wo ich mich befinde." (101f.) Wer meditiert, ist in Kontakt mit sich selbst, ganz in der Gegenwart – pure Präsenz, reine Aufmerksamkeit und Aufnahmefähigkeit – und damit in Berührung mit allem, was ist, auch mit Gott. Die allesentscheidende Reise im Leben gilt es für D'Ors, deshalb nach Innen anzutreten. Denn in der eigenen Tiefe findet der Mensch den Urgrund allen Seins, die Quelle allen Glücks, das verheißene Land und Leben in Fülle, kurz: das Reich Gottes (siehe Lk 17,21).

D'Ors' Buch ist eine Anleitung zum Glücklichsein, ohne dabei auch nur auf einer der 150 Seiten einmal flach zu werden. Das Buch ist voller kostbarer, zum Nachdenken anregender Sentenzen, die das Beste aus den spirituellen Traditionen des Zen-Buddhismus und des Christentums kombinieren. Um nur einige zu nennen: „Alles, was mich desillusioniert, ist mein Freund, denn enttäuschte Wunschvorstellungen bringen uns in den Kontakt mit dem echten Leben" (98). Oder: „Wir fürchten, uns zu verlieren, doch wir müssen uns verlieren. Wenn wir uns an nichts mehr festklammern, dann können wir fliegen" (76). Oder: „Wünsche dürfen wir alle haben, doch in dem Wissen, dass unsere Verwirklichung als Mensch nicht von ihrer Erfüllung abhängt" (133). Oder: Das „größte unserer Götzenbilder (…) ist das Wohlbefinden" (67).

Gerade die letzte Aussage lässt erkennen, dass D'Ors das Leben in seiner ganzen Spannbreite im Blick hat und ernst nimmt: das Beglückende, Schöne und Wunderbare, aber auch das Tragische, Agonische, Enigmatische. Den Wurzelgrund für eine Vielzahl unnötiger – weil selbstverursachter – Leiden macht D'Ors darin aus, dass der Mensch die Realität, vor allem seine eigene, nicht so wahrnehmen und wahrhaben will, wie sie ist, sondern sich ständig darin verausgabt, die Wirklichkeit an seine Vorstellungen von ihr anzupassen. „Was uns Leiden bereitet, ist unser Widerstand gegenüber der Realität" (66). „Du leidest, weil du mit dem Kopf durch die Wand willst. Aber du läufst gegen die Wand, weil dein Weg nicht durch sie hindurchführt", so gibt er zu bedenken (100). „Wir erleiden Schiffbruch auf Meeren, die wir gar nicht hätten befahren sollen. Wir führen Leben, die nicht uns gehören, und daher sterben wir verwirrt." Doch nicht das Sterben an sich sei traurig, sondern „zu sterben, ohne gelebt zu haben." (101) Deshalb D'Ors Rat: „Die Dinge nehmen, wie sie sind, und nicht so, wie wir sie gern hätten. Dann braucht man nicht gegen die Strömung des Lebens anzuschwimmen, sondern lässt sich von ihr tragen. Man braucht nicht einmal zu schwimmen. Es reicht, die Arme auszubreiten und sich tragen zu lassen. Jede Mündung, zu der diese Strömung dich trägt, ist gut für dich: Darin besteht der Glaube" (76f.).

Eine solche Haltung ist kein Defätismus, sondern Ausdruck höchsten Gottvertrauens. Es ist die Einladung, das Leben so anzunehmen, wie es von Gott gegeben ist, und nicht, wie man es um jeden Preis haben möchte. Dazu braucht es die Haltung der Gelassenheit. Denn nur dann, wenn der Mensch alles lassen kann – sich selbst, andere und anderes –, kann er die erlösende Erfahrung machen, dass er im Letzten gehalten und getragen ist (und sich nicht selbst zu tragen hat). Seine wahre Größe und Identität gewinnt der Mensch im Selbst-Vergessen, nicht im Selbst-Behaupten. Deshalb preist Jesus die Kinder im Evangelium selig und hält sie den Erwachsenen als Spiegel vor. Im Grunde muss der Mensch keinerlei Selbst-Verwirklichungsarbeit leisten, denn seine wahre Identität ist ihm bereits geschenkt und fest ins Herz geschrieben: Er ist Kind und Bild Gottes.

„Denn nur dann, wenn der Mensch alles lassen kann – sich selbst, andere und anderes –, kann er die erlösende Erfahrung machen, dass er im Letzten gehalten und getragen ist."

Die Meditation kann und will dem Menschen dabei helfen, sich seiner wahren Größe und Identität immer wieder neu bewusst zu werden, oder besser: sich ihrer bewusst zu bleiben. Nach D'Ors macht die Meditation den Menschen edler und schöner, weil sie ihn von sich selbst befreit. Sie macht ihn gelassener und seine Seele größer, denn schon „bald passen mehr Farben, mehr Menschen, mehr Formen und Figuren hinein" (135). Als eine „Schule gesunder Selbstrelativierung" (110) und Praxis des Loslassens hilft die Meditation den Einzelnen, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen und dafür Gott und die Anderen stärker in den Blick zu bekommen. Sie führt zu Großherzigkeit und Selbstlosigkeit. Was bräuchte unsere Welt im Moment nötiger?

Pablo D'Ors, *Biographie der Stille. Meditation – die alles verändernde Kraft.* Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2018.

Das Leben in Fátima

Routinen zur Coronazeit

ÂNGELA DE FÁTIMA COELHO
Novizenmeisterin / Direktorin der Francisco und Jacinta Marto-Stiftung

Seit 25 Jahren lebe ich in Fátima, denn seit 1995 gehöre ich als Schwester zur Aliança de Santa Maria, einer religiösen Kongregation. Sie hat das Charisma, in der Neuevangelisierung mitzuarbeiten, indem wir die Botschaft von Fátima leben und verbreiten. Als uns Covid-19 traf, kam uns sofort eine andere Pandemie in den Sinn, welche die Welt hundert Jahre zuvor heimsuchte. Sie bestimmte das Leben der Protagonisten der Erscheinungen von Fátima: Der heilige Francisco und die heilige Jacinta Marto wurden Opfer der Spanischen Grippe im frühen 20. Jahrhundert, der eine starb 1919, seine Schwester 1920. Ganz ohne Vorwarnung fanden wir uns plötzlich in einer Situation wieder, die ihrer sehr ähnlich war: Die Erfahrung der Krankheit, der Unsicherheit und des Bewusstseins unserer persönlichen und sozialen Verwundbarkeit. Schließlich das wachsende Bewusstsein unserer menschlichen Fragilität.

Die Zeit verging langsamer, die Routinen eines Lebens voll von Verpflichtungen veränderten sich, ohne jede Vorwarnung und ohne jede Vorbereitung darauf. Anfangs war dies ein Schock und eine Befreiung zugleich. Faktisch erschien die Konfrontation mit einem plötzlich terminleeren Kalender einem mehr die Luft zu nehmen, als die Herausforderung einer Agenda voll von immensen Aufgaben. Auf persönlicher Ebene bot die Zeit des Lockdowns zuerst einmal die Möglichkeit, mehr Zeit für das persönliche Beten und für Gott zu haben, insbesondere im fürbittenden Gebet für unsere Welt. Allmählich jedoch begannen sich meine Gedanken und Reflexionen noch einmal zu fokussieren. Es war, als ob diese „Wüstenzeit“ ein intensiver Appell wäre, über meine wahren Prioritäten nachzudenken, über das, was jeden Tag von mir ausmachte und von dem ich wollte, dass es jeden Tag wieder so ist. Es ist merkwürdig, wie wir in Krisenzeiten essentielle und doch einfache Gewissheiten verstehen, solche wie die Tatsache, dass unser Leben nicht in unserer eigenen Hand liegt – aber doch in der Hand Gottes.

In unserer Gemeinschaft versuchten wir, die Geister zu unterscheiden. Unsere größte Herausforderung war es, wirklich zu erkennen, was Er mit dieser Zeit vorhatte als wir auf diese Welt blickten, mit ihrem kontinuierlichen Wachstum an Armut und der Prekarität des Lebens, die so viele Familien traf, die wir kannten. In der Gemeinschaft, in der ich während dieser Monate lebte, konnten wir nicht die Eucharistie feiern und auch nicht das Sakrament der Versöhnung empfangen. Zweifellos gab es auch andere Möglichkeiten der Teilnahme, zum Beispiel die Partizipation an der liturgischen Feier, die über die Medien verbreitet wurde. Unsere Feier der Liturgie des Wortes war während dieser Zeit tiefgreifend und reich, wir bereiteten sie in dieser Zeit gemeinsam vor und lebten in der Gemeinschaft. Es war für uns jedoch nicht das gleiche! Vor allen Dingen das österliche Triduum war für uns ganz anders als sonst. Wir spürten, wie uns die vielen Gläubigen, die Pilger und auch unsere Mitschwestern aus Portugal fehlten. Es war eine sehr andere Nacht, diese Osternacht 2020. Ich werde die vielen Bilder und Reflexionen aus dieser pandemischen Zeit in mir bewahren: Die Paradigmen unserer sozialen Koexistenz, die in Frage gestellt wurden, die unerwartete Erfahrung unserer Verwundbarkeit, die Unmöglichkeit, unseren Glauben gemeinschaftlich zu feiern – all dies brachte uns dazu, nach der Motivation unseres Christseins zu fragen.

Einer der Momente jedoch, der für mich prägend bleibt, war die Feier des 13. Mai 2020 auf dem Gebetsplatz von Fátima. Seit hundert Jahren ist dieser Platz an jenem Tag voll von Pilgern. Normalerweise feiern an jedem 13. Mai ungefähr 300.000 Menschen das Fest Unserer Lieben Frau von Fátima. Sie feiern nicht nur die erste Erscheinung Unserer Lieben Frau, sie feiern mehr als eine wunderbare Marienerscheinung, sondern eine Botschaft des Friedens, die der ganzen Welt gilt. An diesem 13. Mai waren jedoch gerade einmal ungefähr siebzig Personen da. Der Platz war komplett leergefegt, kaum noch Pilger und Pilgerinnen waren da. Dies rief eine erdrückende Stille hervor, die uns schmerzhaft berührte. Es waren Momente, in denen wir nicht die Stille des Gebets fühlten, die Ruhe, die existiert, wenn jemand wünscht, Gott sprechen zu lassen. Vielmehr war es eine Stille, deren Rätsel einen sprachlos zurücklässt. Es war die Stille derjenigen, die fühlten, dass sie einen Moment lebten in einer Zeit, in der so viele Fragen offen sind und unbeantwortet bleiben. Der dichte Nebel, der einige Zeit das Heiligtum einhüllte, symbolisierte gut die Trostlosigkeit der wenigen Teilnehmer der Feier. Auch die große und schöne Basilika erschien mir, verhüllt vom Nebel, nicht mehr als ein Ausdruck von Stärke, sondern als ein Symbol der Fragilität des Glaubens in unserer Zeit. Und doch – so erschien es mir jedenfalls an diesem 13. Mai – war der dichte Nebel nicht fähig, das einfache, einsame Kreuz, das den großen Platz des Heiligtums bestimmt, zu verdecken.

Die Menschheit findet sich gerade in einer intensiven Stunde der Größe vor. Groß in ihrem Schmerz, ihrem Leiden, ihrer Fragilität und ihrer Ambiguität. Und doch auch groß in ihrer Großzügigkeit, ihrem Mitleid, ihrer Gemeinschaft und ihrer Geschwisterlichkeit. Wenngleich ich die Bedeutung dessen nicht verstand, was um mich herum geschah, fühlte ich während der Feierlichkeiten dieses 13. Mai, dass ich berufen war, die Botschaft von Tod und Auferstehung Jesu mit anderen Menschen zu teilen als ein Geheimnis, das die Verletzlichkeit der Menschen ernst nimmt, ohne dass mir jegliche Hoffnung geraubt wäre. Gott gibt mir vielleicht nicht die Antwort auf meine Fragen, aber er schenkt mir seine Gegenwart auch in Schmerz und Leiden. Und das gilt für die ganze Menschheit. Wir alle sind berufen, auf die Bedeutung des Kreuzes in unserem Leben zu achten.

Fátima soll ein Licht der Hoffnung für unsere Zeit sein und zwar von der konkreten Realität her, in der wir unser Leben vorfinden. Die beiden Kinder, der heilige Francisco und die heilige Jacinta, sind ihren eigenen Weg des Glaubens gegangen, in einem sehr kurzen und von Krankheit geprägten Leben, in dem es dennoch eine ursprüngliche Erfahrung Gottes gibt, von der die Kinder berichten: „Wir brannten in jenem Licht, das Gott ist, und wir wurden nicht verbrannt. Wie Gott doch ist!“ Aus diesem Grund sind die beiden Kinder für uns so etwas wie Hoffnungslichter, die auch heute eine Bedeutung haben in einer pandemisch betroffenen Welt. Die beiden Kinder, Francisco und Jacinta, wuchsen ohne Bildung und in Armut auf. In ihnen wird etwas von der paradoxalen Kraft Gottes greifbar, die auch das Leben der von uns verehrten Gottesmutter Maria prägt: „Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“ (Lk 1,52).

Den Text übersetzte Carolin Brusky.

Foto: © Jakob Owens, Unsplash.com

Priesterseminar in Corona-Zeiten

JOHANNES EHME
Kandidat für die Diözese Görlitz

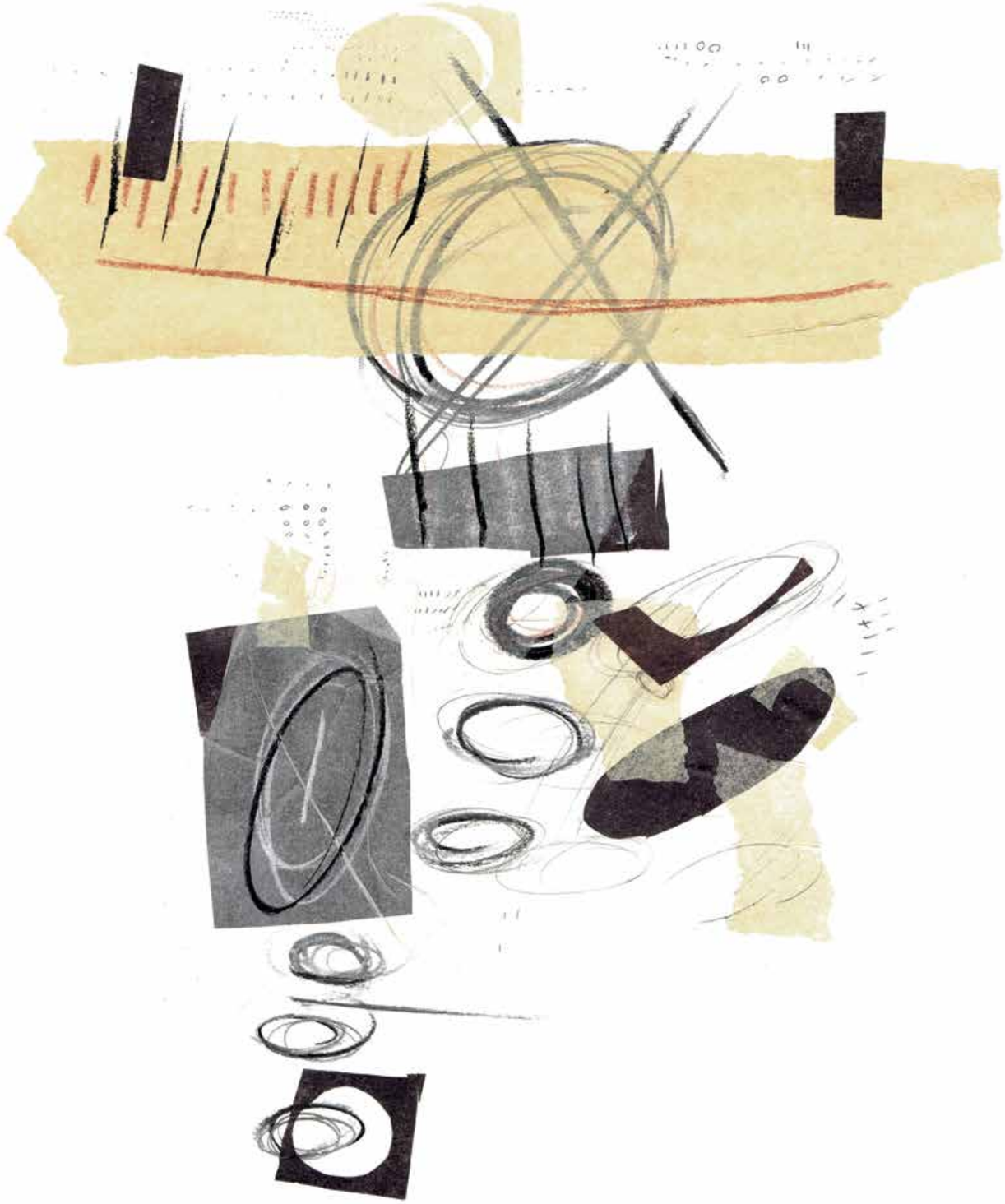
Es gibt wohl keinen Lebensbereich, der von der Coronapandemie unberührt geblieben ist. In Schulen, auf dem Arbeitsplatz, in der Kirche und im Privaten – überall, wo man hinschaut, kommt es zu Veränderungen. Alte Gewohnheiten kommen auf den Prüfstand oder brechen weg. Von diesen Corona-bedingten Prozessen ist auch das Priesterseminar betroffen. Derzeit gelten hier die gleichen Regeln wie wohl überall: Abstand halten, Mund- und Nasenbedeckung tragen, Lüften und so fort. Daher möchte ich zurückblicken, welche Veränderungsprozesse es im Priesterseminar gegeben hat.

Als die Corona-Pandemie sich auch in Deutschland ausbreitete mit all den Folgen, die sie mit sich brachte, befanden sich die Seminaristen in der gleichen Situation wie alle anderen Studierenden in Sankt Georgen. Das Wintersemester 2019/20 wurde wie üblich mit einem gemeinsamen Aperitif und einer Ansprache des Regens abgeschlossen und nach den überstandenen Prüfungen im Februar gestaltete jeder die vorlesungsfreie Zeit nach seinen Plänen. Einige blieben im Priesterseminar, andere hatten Praktika und manche fuhren nach Hause, um dort die Fastenzeit und die Ostertage zu verbringen. Es ist wohl sehr verschieden, mit welchen Gedanken wir nach dem ersten Lockdown im März 2020 ins Seminar zurückkehrten. Etwas Unsicherheit, den anderen zu begegnen, wird wohl bei den meisten dabei gewesen sein. Doch obwohl die Möglichkeit bestand, das Semester von zu Hause zu absolvieren, kehrten viele alsbald ins Priesterseminar zurück. Möglicherweise nur wegen der besseren Studienbedingungen. Vielleicht aber auch, weil Sankt Georgen für die Bewohner des Priesterseminars auch ein Ort der Sicherheit geworden ist, an dem sie mit Menschen wohnen, beten und studieren, die die gleichen Sorgen und Ängste haben. Menschen, mit denen man sich gemeinsam auf demselben Weg befindet und mit denen man sich auf eine besondere Art verbunden weiß, weil sie gemeinsam mit einem um die eigene Berufung ringen.

Mitbrüder kann man sich ebenso wenig aussuchen wie die eigenen Geschwister. Aber gerade in einer Krise wie der aktuellen, die existentielle Fragen aufwirft, die man sich vielleicht noch nie vorher gestellt hat und die den persönlichen Glauben betreffen, gerade in so einer Situation können die Mitbrüder im Priesterseminar die wertvolleren Wegbegleiter sein als die Familien und Freunde zu Hause, weil sie es sind, die einen in diesen Fragen wirklich verstehen. Ich bin froh, auch diese positiven Erfahrungen gemacht zu haben. Mancher wird möglicherweise auch anders empfunden haben.

Dennoch brachte die Zeit hier auch neue Herausforderungen mit sich. Wie geht man damit um, nach einer Zeit, in der es keine öffentlichen Messen gab, nun wieder täglich die Eucharistie empfangen zu können, während es anderen weiter verwehrt bleibt. Ist es ein Privileg, oder ist es möglich, die Eucharistie, als das Sakrament der innigsten Begegnungen mit Christus, stellvertretend zu empfangen? Fragen, die jeder für sich beantworten musste. Herausfordernd waren auch die wenigen Möglichkeiten, sich aus dem Weg zu gehen und die individuellen Eigenschaften des anderen zu entdecken und zu ertragen. Jeder für sich hat auch Wege gefunden, Kontakte über die Seminargemeinschaft hinaus zu erweitern. Eine schöne Erfahrung war, dass sich bereits während des Lockdowns bei Freunden und Verwandten der Wunsch nach anderen Formen der Liturgie und des gemeinsamen Betens entwickelte. Über die verschiedenen Streamingdienste entstanden so private Gebetsgemeinschaften. Diese Variante des gemeinschaftlichen Betens ist vielen wichtig geworden, so bete auch ich mit einem guten Freund regelmäßig eine Online-Komplet.

Es sind keine großen Veränderungsprozesse, die im Priesterseminar begonnen haben, sondern kleine Dinge, die hilfreich sind in der Phase des zweiten Lockdown und vielleicht auch über die Corona-Zeit hinaus.



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Jaakob zog aus von Berscheba und ging auf Charan zu und geriet an jenen Ort. Er mußte dort nächtigen, denn die Sonne war eingegangen. Er nahm einen von den Steinen des Orts und richtete ihn für sein Haupt und legte sich hin am selben Ort. Und ihm träumte: Da, eine Leiter gestellt auf die Erde, ihr Haupt an den Himmel rührend, und da, Boten Gottes steigen auf, schreiten nieder an ihr. […] Jaakob erwachte aus seinem Schlaf und sprach: So denn, ER west an diesem Ort, und ich, ich wußte es nicht!

(Gen 28 Übersetzung: Die Schrift. Buber-Rosenzweig 1929)

Fotos: Sigurd Schaper

Erfahrungen mit dem digitalen Studium

Foto: Vanessa Lindl

Stimmen aus Sankt Georgen

MAREK STEINBACH
Student Magister Theologie

Ein Wort, das keiner mehr hören will: Corona! Und doch müssen wir uns ständig damit beschäftigen. Das Leben mit dem Virus: zwischen Einsamkeit, bedingt durch Quarantäne und Kontaktverbote, sowie Existenzängsten wegen Gehaltseinbußen. Auch viele Studentinnen und Studenten kamen in finanzielle Nöte. Und doch meine ich, ein Aufatmen vom Alltag und ein Nachdenken über weltweite Missstände zu spüren, wie die nahende Klimakatastrophe, die zum Beispiel durch unkontrollierte Brandrodungen angetrieben wird, oder die Menschenrechtsverletzungen, die unser bisher gutgeglaubtes Europa im Mittelmeerraum begeht.

Mich persönlich hat Corona nach Sankt Georgen geführt, und ich bin, trotz der Umstände, sehr froh mit meiner Entscheidung. Warum? Davon berichte ich in diesem Beitrag.

Dreieinhalb Jahre Lehramtsstudium, mit dem Hauptfach Musik und dem Nebenfach Theologie, habe ich bereits hinter mich gebracht. Des Studiums müde? Vielleicht ein bisschen. Lust auf einen Neuanfang? Auf jeden Fall! Zwar war ich sehr bedrückt darüber, dass mein erstes Semester in Sankt Georgen hauptsächlich über das Internet stattfand, doch konnte ich trotz dieses Gefühls meine Vorfreude nicht unterdrücken. Während größere Hochschulen und Universitäten, wie mir mitgeteilt wurde, deutliche Schwierigkeiten mit dem Einstieg in den Onlineunterricht hatten, funktionierte die Lehre in Sankt Georgen, neben kleineren technischen Pannen, ohne Probleme. Man spürte, dass seitens der Hochschule mit großem Interesse am Onlineangebot gearbeitet wurde. Fragte man mich, wie ich den Hochschulwechsel persönlich erfahren habe, antwortete ich: „Unter Einberechnung der aktuellen Umstände, sehr gut!“

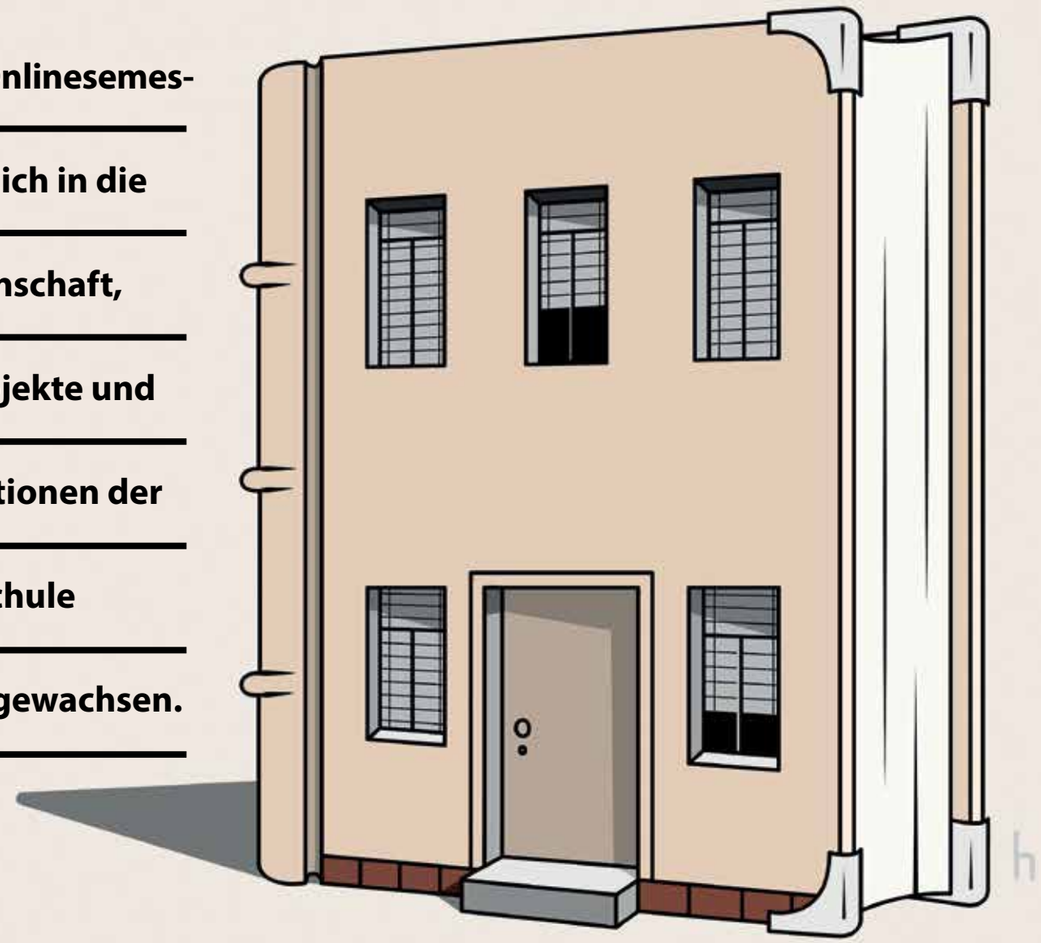
Dennoch war in manchen Bereichen der Neubeginn nicht einfach und manchmal auch sehr ernüchternd. Wegen der Kontaktbeschränkungen lernte ich nur eine begrenzte Anzahl an Menschen kennen, die einem den sozialen Halt und auch nötige Informationen lieferten. Mein Interesse als Christ liegt vor allem im sozialen Miteinander. So ist Online-Kommunikation für mich wie ein Chatpartner auf Whatsapp, der keine Emojis verwendet. Mimik und Gestik sind schlecht zu erkennen, die Stimme wird nur gebrochen übertragen und wenn zwei Personen gleichzeitig sprechen, versteht man gar nichts mehr. Das Soziale muss und musste schlichtweg „zu Hause“ bleiben. Umso schöner war es, ab und an bestimmte Personen bei „Besuchen“ in Sankt Georgen anzutreffen und manche auch zum ersten Mal in physischer Gestalt zu sehen. Dieser Moment hatte und hat immer wieder etwas ganz Besonderes, fast schon Wundersames an sich.

Erstaunt bin ich, wie schnell man trotz Onlinesemester in die Gemeinschaft, die Projekte und Institutionen der Hochschule hineinwächst. Das mag auch an der guten Informationsverteilung und dem kleinen Campus liegen.

Als Pendler, der auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen ist, stand und stehe ich jedoch vor der Problematik: Fahre ich trotz der hohen Inzidenz nach Frankfurt, um bestimmte Kurse, wie die Sprachkurse, auch entsprechend mitverfolgen zu können? Gehe ich das Risiko ein, möglicherweise mein Wohnumfeld und die Kontaktpersonen in der Hochschule zu infizieren? Hier wurde und wird mir manchmal die äußerst flexible und spontane Organisation der Hochschule, die ich sonst sehr schätze, zum Verhängnis. Manchmal hätte man sich frühzeitige, klare Regeln gewünscht, die stattdessen meist etwas verspätet eintrafen. Doch gleichzeitig besteht so die Möglichkeit, auf Veränderungen möglichst schnell zu reagieren. Alles in Allem sehe ich das vergangene Semester, in Betrachtung der Umstände, als allgemein gelungen an.

Bild: © united-nations-covid-19-response, Unsplash.com

Trotz Onlinesemester bin ich in die Gemeinschaft, die Projekte und Institutionen der Hochschule hineingewachsen.



Online-Lehre in der Theologie: Eine scientia ohne pietas?

Foto: Christian Trenk

BERNHARD KNORN SJ
Dozent für Dogmatik und Ökumenik

Als sich im März 2020 abzeichnete, dass ein regulärer Campusbetrieb wegen der Coronavirus-Pandemie nicht möglich sein wird, war ich bald sehr motiviert, meine theologischen Lehrveranstaltungen online anzubieten. Denn positive Erfahrungen mit digital unterstützter Lehre und Forschung hatte ich bereits in Schweden und den Vereinigten Staaten gesammelt. Ich entschied, mich nicht einfach zur Vorlesung vor die Kamera zu setzen und zu unterrichten, sondern die Chance zu nutzen, andere Lehrtechniken zu testen. Es begeisterte mich, jede Woche neue Funktionen der Lernplattform Moodle und in Zoom-Videokonferenzen auszuprobieren. Dabei wollte ich prüfen, welche Methoden für welche Zwecke didaktisch wirklich hilfreich sind. Bald musste ich aber feststellen: Wer bisher gewohnt war, in Vorlesungen ohne Anwesenheitspflicht einfach zuzuhören und mitzuschreiben, lässt sich mitunter schwer motivieren, nun selbst zu lesen und bei interaktiven Aufgaben mitzuarbeiten. So müsste für eine effektive Online-Lehre die Unterscheidung zwischen Vorlesung und Seminar flexibilisiert werden.

Neben den Veranstaltungen in Sankt Georgen gab ich einen Online-Kurs an der Goethe-Universität, der von vornherein im Seminarstil konzipiert war. Dort konnte sich meine neue Lehr-Kreativität im aktiven Zusammenspiel mit den Studierenden besser entfalten: Neben der Lektüre vertieften sie den Stoff zum Beispiel online in Diskussionsforen, analysierten digitale Filmdokumente, stellten Rückfragen in der Videokonferenz und absolvierten eine Online-Prüfung zur Mitte des Semesters. Dann gestalteten sie in Kleingruppen, die sich virtuell treffen konnten, PDF-Poster, zu denen andere Teilnehmer/innen über Moodle Feedback gaben. Als sie die Seminararbeit schrieben, gab ich Rückmeldungen auf die Gliederungsentwürfe, indem ich sie digital kommentierte. Die fertigen Arbeiten korrigierte und bewertete ich über die Lernplattform, auf der sich schließlich die Studierenden auch durch die Evaluation klickten, deren Ergebnisse sofort statistisch aufbereitet angezeigt wurden. Obwohl wir uns nie physisch trafen, standen wir in engem Kontakt, etwa über die Chat-Funktion von Moodle. „Präsenz“ muss also nicht nur als physische Gegenwart definiert werden!

Rückblickend stelle ich fest, dass die Studierenden im Vergleich zur klassischen Vorlesung viel selbstbestimmter lernen konnten: wo und wann sie wollten. Sie konnten auf Entdeckungsreise danach gehen, was ihnen aus dem angebotenen Material hilft, die Themen zu erschließen. Das überforderte manche, besonders wenn sie nicht kontinuierlich mitmachten und die Aufgaben sich anhäuften. Sorge bereiteten mir

„Präsenz muss also nicht nur als physische Gegenwart definiert werden.“

schwächere Studenten und die Nicht-Muttersprachler. Letztere stellen in Sankt Georgen teilweise die Hälfte der Kursteilnehmer. Für beide ist es eine große Hürde, sich in Videokonferenzen zu Wort zu melden oder schriftlich ihren Beitrag zu formulieren. Denn die nonverbale Kommunikation im Hörsaal fiel aus: Ich konnte nicht unmittelbar an fragenden Gesichtern oder zustimmendem Nicken sehen, ob ankommt, was ich zu vermitteln suchte.

Stattdessen musste ich die Lektüre noch sorgfältiger auswählen, so dass sie für möglichst alle verständlich ist. Mit Leitfragen konnten die Studierenden präzise die nötigen Informationen aus dem Text herausfiltern. Aber das Prüfen der Argumente im Diskurs, das Ringen um eine eigene Position gestaltete sich schwieriger. Zwar ist die Theologie in vielem eine textbasierte Wissenschaft, doch sollte das Studium auch zur Persönlichkeitsbildung und nicht zuletzt zur Berufungsklärung beitragen: Das persönliche Gespräch zwischen Tür und Angel, das Wahrnehmen der Lehrenden und Studierenden als glaubende und suchende Christen ist fast unmöglich geworden, besonders wenn man sich noch nicht aus Vor-Corona-Zeiten kannte. Wie sich Glaube und Wissenschaft nach dem Sankt Georgener Motto „pietati et scientiae“ auch in der Online-Lehre spannend befruchten können, bleibt zu erkunden!

Typen vor dem Bildschirm: Zwischen Maulwurf und Frontmann

Foto: Christian Trenk

JONAS STRÄßER
Student Magister Theologie

Was passiert, wenn eine kleine katholische Hochschule plötzlich sämtliche Veranstaltungen in den digitalen Raum verlagern muss? Zumal wenn es eine trifft, deren Studentenausweise allerorten Nostalgiegefühle auslösen – diese müssen schließlich noch zwei Mal gefaltet werden, damit Foto und Stempel zu sehen sind. Eine Hochschule an der mindestens eine Vorlesung pro Woche mit dem Besuch eines IT-Mitarbeiters beginnt, da sich mal wieder ein Beamer nicht starten lässt – sofern nicht in weiser Voraussicht direkt auf beständigere Medien wie den Overheadprojektor gesetzt wird. Der heilige Georg kann zwar stachligen Drachen an die Gurgel gehen, gegen stachlige Viren ist er jedoch leider machtlos und so bot das vergangene Semester ganz neue Perspektiven auf einen Campus im Coronamodus.

Die blitzartige Umstellung auf den Onlinemodus ging jedoch erstaunlich reibungslos vonstatten. Die Bandbreite der digitalen Aufbereitung, der sich Studierende gegenüber sahen, war dabei noch größer als in analogen Vorlesungen: Vom Technikboykott über lieblos hochgeladene Textkolonnen bis zur multimedialen Fragestunde, bei der auch noch die letzte Interaktionsmöglichkeit der Onlinetools ausgetestet wurde – Whiteboard, Screensharing, Livevoting: Wir waren dabei! Für Dozierende und Studierende boten sich dabei ganz neue Einblicke in private Sphären und man musste erstaunt feststellen: Selbst in Sankt Georgen gibt es Dinge, die man noch nicht über seine Kommilitonen beziehungsweise deren Wohnraumgestaltung wusste.

Noch deutlicher als im Präsenzbetrieb machen sich auch unterschiedliche Typen von Vorlesungsbesuchern bemerkbar. Da ist zunächst der Maulwurf: Er erscheint zwar stets in der Teilnehmerliste, ist sonst aber für den Vorlesungsbetrieb unsichtbar. Das einzige Indiz dafür, dass er nicht vor dem Computer entschlafen oder – des Dozenten größte Angst – gar unaufmerksam ist, ist das rechtzeitige Verlassen des Meetings am Ende der Stunde (wobei auch dies bisweilen ausbleibt). Den Gegenentwurf stellt der Frontmann dar: Vor einer Kamera zu sitzen bedeutet für ihn anscheinend, eine Bühne bespielen zu müssen. Dies geschieht durch Beiträge in wechselnder Qualität aber mit gleichbleibend hoher Frequenz, wobei auch die Chatfunktion genutzt wird, um zwischen Redebeitrag und Nachbargetuschel differenzieren zu können. Von solchen Feinheiten reichlich unbeeindruckt kämpft der Neulandentdecker mit ganz anderen Problemen: Meist in einem fortgeschrittenen Alter ist dieser nun unverhofft mit den Wundern der modernen Technik konfrontiert – klares Erkennungszeichen sind angeschaltetes Mikrofon und angestrengter Blick über die Brillengläser in die Laterna magica. Dazwischen laviert sich der Bemühte durchs digitale Semester: Bei ihm handelt es sich meist um die größte Population, die zwischen Maulwurf und Frontmann anzusiedeln ist. Er versucht sich von den vorgenannten Gruppen durch raffinierte Nutzung technischer Möglichkeiten abzusetzen, indem er mit minimalem Aufwand dem Dozenten seine Aufmerksamkeit zu suggerieren versucht – beliebt ist hier beispielsweise ein Emoji am Ende der Vorlesung.

Trotz mancher Vorteile – endlich kann nicht mehr nur das Priesterseminar mit Hausschuhen in die Vorlesung kommen – fehlte natürlich etwas im digitalen Semester. Bei Gelegenheiten wie dem Herz-Jesu-Fest konnte man gleichermaßen Freude und Unzulänglichkeit analogen Zusammenkommens studieren: Pandemiestrategisch perfekt geplant war an alles gedacht worden: Ordner, Teilnehmerlisten, Masken, mit dem Maßband gesetzte Stuhlreihen. Der mit Verkündigung des Evangeliums einsetzende Wolkenbruch unterbrach dann leider nicht nur die Messe, sondern auch die coronakonforme Homogenität der Festgemeinde, die ins Foyer auswich: Abstand – ja, nein? Maske – auf, ab? Singen – vielleicht?

Trotz – oder gerade wegen – solcher und ähnlich liebenswerter Sankt Georgener Absurditäten war die Prüfungsphase mit einer ungewohnten Vorfreude verbunden: Zu Beginn des Wintersemesters war endlich wieder Leben auf dem Campus – man saß vor der Mensa und konnte endlich die Beobachtungen fremder Wohnzimmer und technischer Unfälle miteinander teilen – Sankt Georgen wie es sein sollte.

Foto: Christian Trenk

Zur Person
Stephan Herzberg wurde 1978 in Frankfurt geboren. Seit 2017 hat er den Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie und Praktische Philosophie in Sankt Georgen inne. Er ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Immerzu im Gespräch mit den Klassikern

Stephan Herzberg lehrt Philosophie in Sankt Georgen

JOHANNES KÖHLER
Magister Theologie / Student Philosophie

Stephan Herzbergs Vorlesungen sind unter den Studenten geschätzt: Nicht nur wegen der klaren Struktur, sondern vor allem wegen seiner Beispiele aus dem Leben, die er immer wieder einstreut. So wird Philosophie verständlich, auch wenn es um bedeutende Philosophen geht wie Thomas von Aquin, Immanuel Kant, René Descartes oder Aristoteles – „seinen großen Denker". Er ist ihm verfallen, selbst wenn Stephan Herzberg ihn nicht schon als Kind oder Jugendlicher auf dem Nachttisch liegen hatte.

Ein naturwissenschaftliches Umfeld

Auch eine Karriere als Philosoph war nicht vorgezeichnet, schließlich stammt er, 1978 in Frankfurt geboren, aus einer reinen Ingenieursfamilie: Seine beiden Brüder sind Ingenieure: Elektrotechnik und Bioverfahrenstechnik. Seine beiden Großväter waren Ingenieure für Anlagenbau. Sein Vater ist Maschinenbau-Ingenieur, ein Onkel war Ingenieur für Umformtechnik und Honorarprofessor an der Technischen Universität Darmstadt, der andere Wirtschaftsingenieur und Honorarprofessor in Reutlingen. Obwohl seine Eltern ihm in der Berufswahl alle Freiheit gelassen haben, habe er vor sich selbst manchmal das Bedürfnis, sich für seine „spekulativen Interessen" zu rechtfertigen – und: Das naturwissenschaftliche Umfeld lehrt ihn bis heute, klar und verständlich zu sprechen, „weil meine Frau eben auch Medizinerin ist."

Stephan Herzberg ist in Oberursel-Weißkirchen am Taunus aufgewachsen. Zwei „philosophische Initialzündungen" gibt es für ihn, die eine erlebt er auf der katholischen Bischof-Neumann-Schule in Königstein: im Griechisch-Unterricht, „als wir die Apologie des Sokrates gelesen haben". Noch ein zweiter Text wirkt als „philosophische Initialzündung" – der Prolog des Johannes-Evangeliums: „Als ich Ministrant war am ersten Weihnachtsfeiertag, da habe ich die Kerzen beim Evangelium gehalten und der Diakon hat den Johannes-Prolog gesungen – da war für mich klar: Ich muss Philosophie und Theologie studieren." Damals muss er so zwölf, dreizehn gewesen sein.

Ähnlich früh beginnt Stephan Herzberg eine kirchenmusikalische Ausbildung, von 1992 an hat er Orgelunterricht. Bis heute ist das eine seiner Leidenschaften neben der Philosophie. Wo immer er hinkam, hat er eine Orgelstelle gesucht und gefunden. Nun spielt er im Usinger Land in einer Pfarrei – wobei er sich mit seiner Frau abwechselt, die ebenfalls nebenamtliche Organistin ist. Kein Wunder also, dass die älteste Tochter Klavier und Gesang lernt und mal Kirchen- oder Schulmusikerin werden will. Der Sohn dagegen hat eine große Liebe zu Fußball und zum Schlagzeug entwickelt und will – Ingenieur werden. Bei ihrem Vater kam die Freude an der Orgel durch die Gottesdienstbesuche.

Geprägt durch den katholischen Glauben

Seine Großmutter nahm ihn mit, sie vor allem hat ihn in seinem katholischen Glauben geprägt, betete den Rosenkranz und ging regelmäßig in die Messe: „Da bin ich immer mitgegangen." Stephan Herzberg wächst in Oberursel-Weißkirchen in einer Großfamilie mit acht Personen im Haus auf: Seine zwei Geschwister, Eltern, Großeltern und seine Großtante wohnen unter einem Dach. Das sei zwar sehr schön gewesen, aber seine Großtante war pflegebedürftig, was besonders für seine Mutter nicht ganz einfach gewesen sei. Für Stephan Herzberg aber war dies die Erkenntnis, „dass man füreinander einsteht und dass menschliches Leben gefährdet und fragil ist – und dass der Glaube einen eigentlich in allen Lebenslagen tragen kann".

Das lernte Stephan Herzberg eben vor allem von seiner Großmutter. Als die Großeltern 1938 in der Frauenfriedenskirche gemischt-konfessionell getraut wurden, war das „damals eine große Herausforderung". Während der Großvater „eher religiös unmusikalisch" war, habe seine Großmutter einen „tiefen, einfachen, marianisch geprägten Glauben" gehabt, der bei ihrem Enkel Stephan bis heute einen großen Respekt „vor den einfachen Gläubigen wachgehalten hat." Schließlich, sagt er, bleibe man auch als Theologe

oder Philosoph Glaubender und müsse sich, „wie Augustinus sagt, dem Kreuz Christi anvertrauen“. Da biete einem auch alle Intellektualität keinen Vorteil.

Nach dem Abitur an der Bischof-Neumann-Schule und dem Wehrdienst in Eschweiler und Fuldatal beginnt Stephan Herzberg sein Philosophiestudium in München bei den Jesuiten an der Hochschule für Philosophie. Sein Studium dort beschreibt er als „gute, etwas verschulte philosophische Ausbildung“. Bis heute profitiere er davon. Ganz einfach fällt ihm der Start in die Philosophie allerdings nicht: „Am Anfang kommt man erstmal in die Krise, wie sich das für einen richtigen Philosophen gehört.“ Die ersten Semester fühlten sich an „wie im freien Fall“ – die Fülle an philosophiegeschichtlichem Stoff und die unzähligen Begriffsverzweigungen. Außerdem sei er damals eher rezeptiv gewesen: „Ich hab‘ das alles fein säuberlich gelernt, aber mich bei keinem Denker irgendwie so beheimatet gefühlt, dass er mir einen Zugang zum Ganzen eröffnet hätte.“

Die Auseinandersetzung mit den Klassikern

Diesen Zugang findet Stephan Herzberg erst 2001, als er „zufällig an einem Aristoteles-Seminar an der Goethe-Universität“ in Frankfurt teilnimmt. Hier hat er nach dem Abschluss des Bakkalaureats in München sein Studium der Philosophie fortgesetzt. Und Katholische Theologie in Sankt Georgen begonnen. Damals sei er auf der Suche nach seiner Berufung gewesen, auch eine Ordensberufung kommt für ihn in Frage. So besucht er auch exegetische Vorlesungen und macht bei Pater Engel das Hebraicum. Im Aristoteles-Seminar an der Goethe-Uni merkt Stephan Herzberg dann aber: „Aristoteles ist mein Denker, der irgendwie zu mir zu passen scheint“.

Weil damals ein Schwerpunkt der Aristoteles-Forschung und vor allem Professor Otfried Höffe in Tübingen waren, wechselt Stephan Herzberg an den Neckar. In Tübingen studiert er Philosophie, Griechische Philologie und Katholische Theologie und schließt zunächst 2004 mit dem Magister ab. Vier Jahre später folgt die Promotion. Thema: *Wahrnehmung und Wissen bei Aristoteles*. Nach verschiedenen wissenschaftlichen Stellen, neben Tübingen auch an der University of Toronto und als Gastwissenschaftler am Pontifical Institute of Mediaeval Studies, kommt Stephan Herzberg 2012 als Dozent nach Sankt Georgen, seit 2017 ist er Professor.

Sokrates, Platon, Aristoteles, Thomas von Aquin und Kant sind Gesprächsparnter im Sinne eines überzeitlichen Dialogs.

In Sankt Georgen kommen weitere Themen und Denker auf ihn zu, wie er es ausdrückt. Stephan Herzberg bleibt „nicht auf Aristoteles fokussiert“, Ethik etwa findet sein Interesse, Kant oder William David Ross – wobei er sich selbst „als Lernender“ bezeichnet. Seine Philosophie versteht er als „Auseinandersetzung mit den großen Klassikern“, die Philosophen wiederum betrachtet er als „Gesprächspartner im Sinne eines überzeitlichen Dialogs“, denn schon Sokrates, Platon, Thomas von Aquin und Kant beschäftigten sich mit den menschlichen Grundthemen. Stephan Herzberg geht es also keineswegs darum „zu sagen, was andere vorher gesagt haben“, sondern „in der Auseinandersetzung mit den Klassikern die eigene Position zu entwickeln“.

Und in diesen Dialog treten für ihn auch immer wieder weitere Denker: „Das ist alles um Aristoteles herum gewachsen.“ So stößt Stephan Herzberg durch das kleine Büchlein *Über die Liebe* auf Josef Pieper und die Philosophie der Liebe. Damals hat er gerade seine Frau über das Cusanuswerk – und die Kirchenmusik – kennengelernt und ist auf der Suche, auch eine neue Lebensform, „die ich so ursprünglich nicht anvisiert hatte“, als Berufung besser zu verstehen. Josef Pieper hat sich „als Gesprächspartner dazugesellt“.

Philosophie im Alltag

Zwar verbringt Stephan Herzberg die meiste Zeit am Schreibtisch und liest jede freie Minute, aber seine Familie mit dem mittlerweile dritten Kind sieht er als genauso wichtig für sein Philosophieren an. Denn: Auch der Alltag gehört zur Philosophie, das habe er ein wenig von Aristoteles gelernt. Stephan Herzberg kümmert sich um den Einkauf, aber auch um die beiden Kaninchen im Garten hinter ihrem Reihenhaus und reinigt deren Stall: „Schöpfungsmeditation“ nennt er das. Als Maxime gelte zu Hause, alles, was man tut, „mit der größtmöglichen Liebe zu machen und den Rest dem Herrn zu überlassen“.

Viel Zeit zum Reflektieren darüber bleibt jedoch nicht, ein bisschen Stress bringen drei Kinder schon mit sich, wenn der Vater etwa den Sohn zum Fußballtraining fahren oder die Tochter zum Klavierunterricht bringen muss. Auch am Haus ist immer was zu tun. Wenn dennoch Zeit ist, geht die ganze Familie gern im Taunus wandern. Meist ist Stephan Herzberg gleichwohl mit der Philosophie beschäftigt. Sie ist für ihn „work in progress“. „Es fällt mir schwer, einen Aufsatz zu finalisieren“, sagt er und fügt hinzu, dass die alten Griechen zwischen dem péras und dem télos unterschieden hätten: dem zeitlichen Ende und dem eigentlichen Endziel. „Zum télos komme ich eigentlich nie.“ Alles unterzieht er immer wieder einer Relecture, um es zu verbessern – stets in der Auseinandersetzung mit den großen Denkern. Vor allem seinem großen Denker.

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Zur Debatte über Peer Disagreement:

Was folgt aus einem Dissens unter philosophischen Fachleuten?

STEFAN HOFMANN SJ
Habilitand Moraltheologie

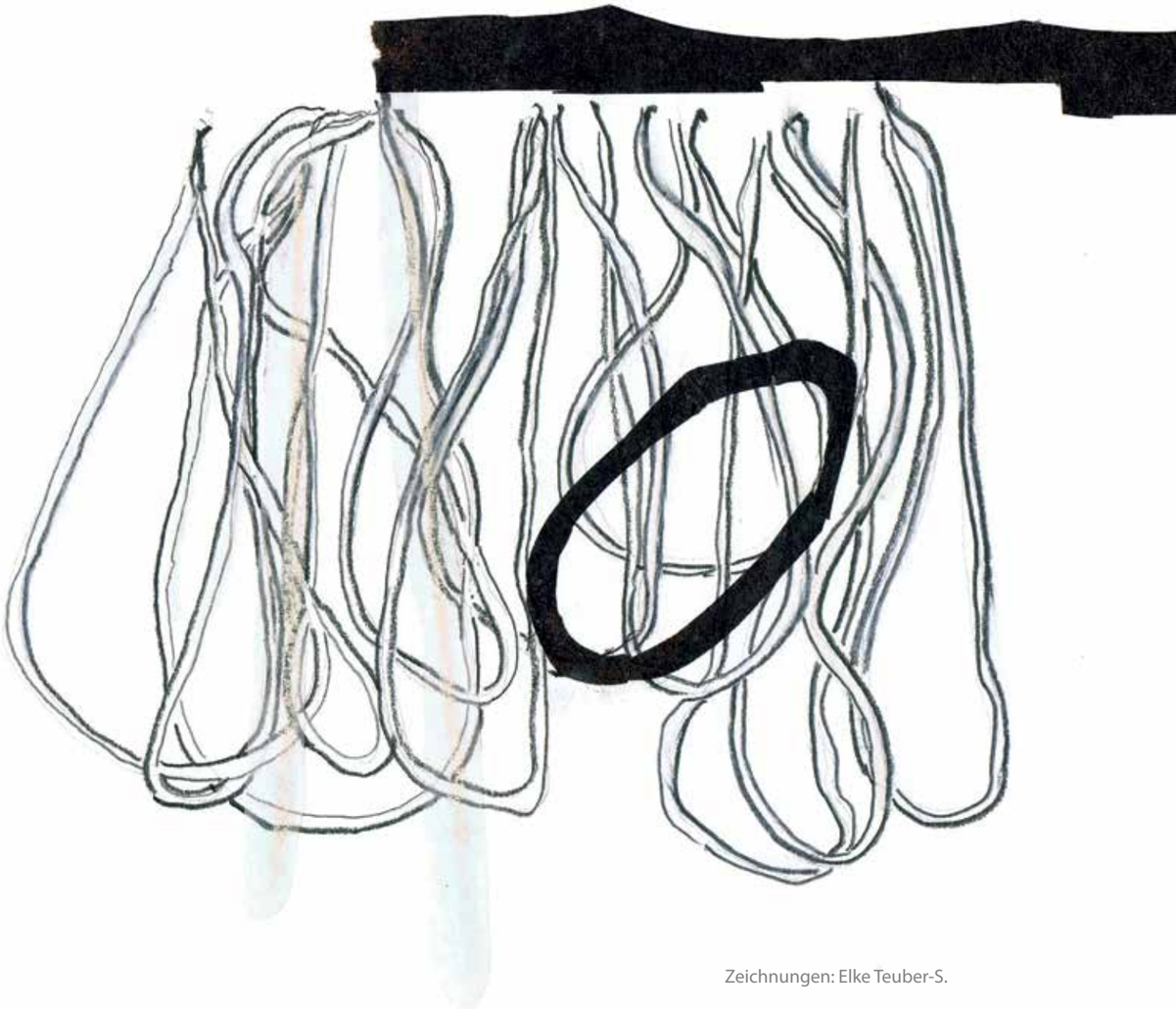
Vier Studentinnen speisen in einem indischen Restaurant. Sie vereinbaren, die Gesamtrechnung durch vier zu teilen. Martina und Elena, die als mathematisch begabt gelten und sich auch gegenseitig als solche schätzen, berechnen den Betrag im Kopf. Martina kommt auf 14,80 Euro pro Person, Elena auf 15,20 Euro. Auch nach wiederholtem Durchrechnen bleiben beide bei ihrem Ergebnis. Sind Martina und Elena rational gerechtfertigt, wenn sie trotz des Widerspruchs an ihren Behauptungen festhalten? Da nur ein Rechenergebnis korrekt sein kann, werden Lisa und Beate, die ebenfalls am Tisch sitzen, beide Ergebnisse für fragwürdig halten. Vermutlich könnte dies auch für Martina und Elena selbst gelten: Wenn die beiden mathematisch ähnlich begabt und geübt und insofern ebenbürtig sind, scheinen gute Gründe für eine gewisse Skepsis zu sprechen.

In der Philosophie wird seit einigen Jahren über die epistemische Bedeutung stabiler philosophischer Dissense diskutiert: Was bedeutet es in erkenntnistheoretischer Hinsicht, wenn philosophische ExpertInnen in konkreten Fragen widersprüchliche Positionen beziehen, obwohl die relevanten Argumente und gegebenenfalls auch die einschlägigen Fakten allgemein bekannt sind und sich die KontrahentInnen für ähnlich kompetent halten? Die Argumente für und gegen materialistische Positionen wie zum Beispiel den Physikalismus sind weitgehend bekannt und dennoch kommen die ExpertInnen zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen. Ähnliches gilt für die Debatte um Grundfragen der Gerechtigkeit oder etwa für die Debatte um den assistierten Suizid. Sprechen die anhaltenden Meinungsverschiedenheiten unter den jeweiligen Fachleuten dafür, dass letztlich keine Position als rational gerechtfertigt gelten kann? Das obige Beispiel von der Rechnung im Restaurant kann helfen, die Debatte um die erkenntnistheoretische Bedeutung des Peer Disagreement zu erschließen. Es ist sogar eines der Standardbeispiele dieser Diskussion.

Besondere Aufmerksamkeit erfährt die Debatte um Peer Disagreement in der angelsächsischen Philosophie. Der Verweis auf die beziehungsweise den peer (englisch: gleichaltrig, ebenbürtig, der/die FachkollegIn) soll deutlich machen, dass es hierbei nicht um beliebige Meinungsverschiedenheiten, sondern um Uneinigkeiten beziehungsweise Dissense zwischen gleich gut qualifizierten (Fach-)KollegInnen geht. Das alltagsnahe Beispiel von der Rechnung im Restaurant trifft deshalb nur bedingt. Dennoch kann es helfen, die beiden erkenntnistheoretischen Grundoptionen zu verdeutlichen. Ist Elenas Aussage „Alle müssen 15,20 Euro zahlen!“ erkenntnistheoretisch gerechtfertigt, obwohl die ihr ebenbürtige Kommilitonin Martina zu einem anderen Ergebnis kommt? Wer diese Frage verneint und davon ausgeht, dass Martinas Widerspruch für Elena einen gewichtigen Grund zur Revision ihrer Überzeugung darstellt, wird in der Debatte über

„Mit Blick auf existentiell herausfordernde Themen sollte hier die bleibende Bedeutung der Erste-Person-Perspektive Anerkennung finden.“

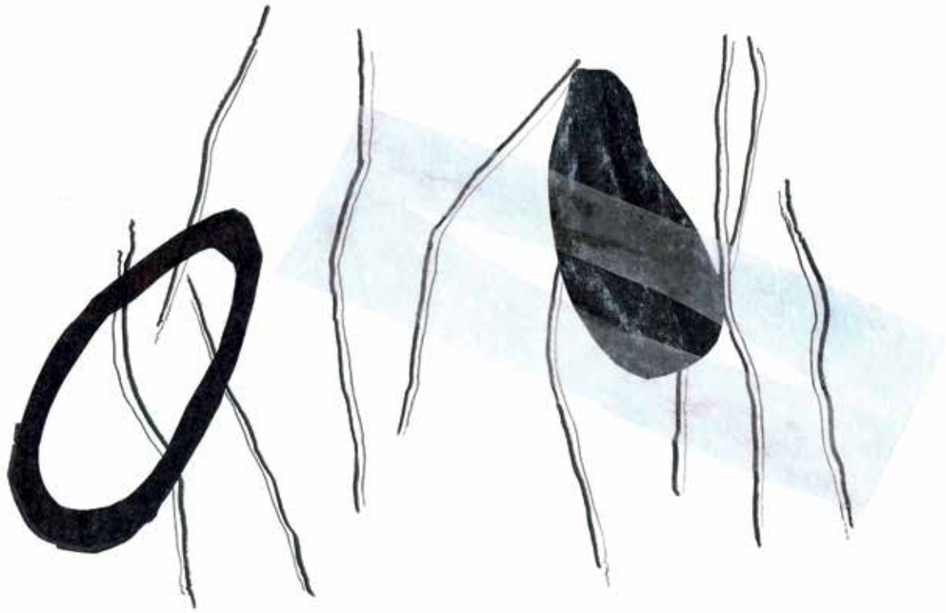
Peer Disagreement eventuell eine „konziliatorische“ beziehungsweise „konformistische“ Position (in der englisch-sprachigen Diskussion: einen Conciliatory View) einnehmen. Wer Elenas Überzeugung trotz des Widerspruchs durch Martina weiterhin für gerechtfertigt hält, vertritt demgegenüber eine „nicht-konziliatorische“ oder „nicht-konformistische“ Position (beziehungsweise einen Steadfast View). Welcher der beiden Positionen ist recht zu geben? Muss Elena nur dann Abstriche machen, wenn Martina in den vergangenen Mathematik-Klausuren besser abschnitt und deshalb prima facie mehr Autorität besitzt oder wenn Beate mit der Taschenrechner-App ihres Handys das Ergebnis von Martina bestätigt? Auch wenn das Beispiel vom Restaurant sehr einfach ist, scheint es viele der Voraussetzungen zu exemplifizieren, die auch die philosophischen Dissense kennzeichnen: Hier wie dort handelt sich um einen Dissens unter Ebenbürtigen, die empirischen Fakten sind bekannt oder zugänglich, die Argumente werden geteilt.



Zeichnungen: Elke Teuber-S.

Konziliatorische AutorInnen vertreten die Ansicht, dass die Einsicht in einen gegebenen Dissens einigen Grund zum Überdenken und Anpassen der eigenen Position liefert. Gemäß dem Equal Weight View sollten wir den Einstellungen der Peers eine sehr hohe epistemische Bedeutung beimessen. Die Wahrheit liegt oft in der Mitte, scheinen diese AutorInnen zu denken. Wird eine Überzeugung (zum Beispiel, dass Gott existiert oder dass Steuerhinterziehung falsch ist) von dem einen Experten mit einer Stärke von 80 und von einem anderen mit einer Stärke von 20 Prozent für (wahrscheinlich) richtig oder wahr gehalten, so hätten beide einen guten Grund, sich auf eine Zustimmung mit der Stärke von 50 Prozent zu einigen oder sich des Urteils zu enthalten. VertreterInnen des Total Evidence View halten diese epistemische Betonung des Urteils der FachkollegInnen für unangemessen und vertreten stattdessen die Ansicht, dass die primären Anhaltspunkte (Argumente, empirische Indizien und anderes) von entscheidender Bedeutung sind.

Die VertreterInnen des Steadfast View führen für ihre Sichtweise mehrere Argumente an. Die konziliatorische Position scheint grundsätzlich instabil zu sein, da sie zu ihrer eigenen Überwindung führen muss: Jeder, der die konziliatorische Position behauptet, müsste sich angesichts des Widerspruchs durch nicht-konziliatorische KollegInnen aufgrund der von ihm behaupteten konziliatorischen These gezwungen sehen, diese Position aufzugeben. Die GegnerInnen der konziliatorischen Position verweisen allerdings nicht nur auf diese irritierende Implikation des Conciliatory View. Sie heben hervor, dass die in den jeweiligen Fachdebatten vorgebrachten Argumente und Daten (die sogenannten first-order-evidences) grundsätzlich von größerer Bedeutung sind als das Urteil der FachkollegInnen. In der ethischen Diskussion über eine moralische Impfpflicht (zum Beispiel gegen Covid-19 oder Masern) zählen demnach primär die empirischen Daten zu Fragen der Herdenimmunität und die ethischen Überlegungen zu Gerechtigkeit, Freiheit und Solidarität. Die Tatsache,



dass sich die ebenbürtig qualifizierten EthikerInnen (teilweise) widersprechen, ist dann zweitrangig.

Für die Position des Steadfast View spricht meines Erachtens eine weitere sehr grundsätzliche Überlegung. Angesichts des eingangs geschilderten Restaurant-Falls und ähnlicher Beispiele muss betont werden, dass philosophische Dissense nicht einfach durch einen Rekurs auf weitere Beweismittel wie das Taschenrechner-basierte Nachrechnen einer mathematischen Aufgabe zu lösen sind. Philosophische Dissense können sich aus oft sehr basalen Annahmen hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Herangehensweise und den damit verbundenen Methoden ergeben. Ein phänomenologisch geprägter Philosoph geht anthropologische Fragen meist ganz anders an als eine Analytikerin oder eine Subjektphilosophin, die in der Tradition des deutschen Idealismus steht. Wenn PhilosophInnen zu widersprüchlichen Aussagen über den Menschen oder konkrete ethische Fragen kommen, dann gilt es, die jeweiligen Hintergrundannahmen näher anzusehen.

Mit Blick auf existentiell herausfordernde Themen wie Fragen des Weltbildes, der Religion oder des guten Lebens sollte hier die bleibende Bedeutung der Erste-Person-Perspektive Anerkennung finden. Existentielle Überzeugungen entwickeln wir Menschen vor dem Hintergrund sehr persönlicher Suchbewegungen und oft langjähriger Erfahrungen. In diesem Bereich sind die Erfahrungen der Peers oft nicht übertragbar. Auch wenn diese Einsicht nicht zu Selbstimmunisierung und zur Rechtfertigung von Irrationalität missbraucht werden darf, gilt doch: Bei tiefschürfenden Fragen (unter anderem nach Weltbild oder Religion) ist die Erste-Person-Perspektive unersetzbar. Ein Festhalten an den eigenen first-order-evidences (unter anderem Lebenserfahrung, innere Sinnfülle und Konsistenz einer Weltsicht, Plausibilität angesichts des Pluralismus) ist insofern unvermeidlich. Epistemische Bescheidenheit ist eine wichtige Tugend und ein Gebot der Klugheit. Wer ehrlich fragt, was die Welt im Innersten zusammenhält, muss auch die Konfrontation mit den Erfahrungen der anderen und die kritische Auseinandersetzung suchen. Dennoch dürfte ein gewisses Vorurteil zugunsten der eigenen Perspektive unausweichlich sein und auch epistemisch als gerechtfertigt erscheinen. Als Menschen müssen wir existentielle Überzeugungen aufgrund unserer eigenen Erfahrungen und Fähigkeiten ausbilden. Gerade bei Themen, die basale Lebensfragen betreffen, können wir unsere Überzeugungen nur schwer aufgrund der Erfahrungen anderer entwickeln.

Philosophische Argumente sind von komplexen Hintergrundannahmen nicht völlig unabhängig. Selbst wenn alle Argumente für oder gegen eine philosophische These bekannt sein dürften, kann die je unterschiedliche Bewertung und Abwägung der Argumente sehr leicht zu Dissens führen. Die verschiedene Gewichtung von first-order-evidences und Argumenten muss begründet werden können. Die Tatsache, dass wir Menschen komplexe empirische Sachverhalte und auch Argumente unterschiedlich bewerten, macht den Dissens jedoch nicht irrational. Selbst bei anhaltenden Meinungsverschiedenheiten können Peers epistemisch gut gerechtfertigt sein. Auch die Tatsache weitreichender Dissense ist kein hinreichendes Argument für einen Relativismus.

Institut für Weltkirche und Mission

Neues Forschungsprojekt „Politischer Pentekostalismus“

Weltweit bedienen sich Politikerinnen und Politiker wieder zunehmend der Wirkungskraft von Religion, um für Stimmen zu werben, eine Identitätspolitik zu begründen oder eine bestimmte politische Agenda mehrheitsfähig werden zu lassen. Sie bedienen sich dabei religiöser Motive, Symbole und Argumentationsmuster, die dadurch einen prominenten Platz im öffentlichen Diskurs erhalten. Bei dieser Tendenz scheinen pfingstkirchliche Akteurinnen und Akteure eine bedeutende Rolle zu spielen, die sich verstärkt im politischen und sozialen Bereich engagieren und medial präsent sind. In einem neuen Forschungsprojekt des IWM, das von der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz gefördert wird, richtet sich das Forschungsinteresse auf das gewandelte Selbstverständnis der Pfingstkirchen hin zu einem neuen politischen Bewusstsein. Ein Schwerpunkt des Projektes stellt die Analyse dar, wie das pfingstkirchliche Engagement theologisch begründet wird und inwieweit sich theologische Inhalte als handlungsleitend erweisen.

In der aktuellen Projektphase findet eine religionssoziologische und politikwissenschaftliche Sondierung der aktuellen Phänomenlage statt, die sich auf drei Länder bezieht, in denen die pfingstkirchlich-neocharismatischen Entwicklungen stark ausgeprägt sind: Brasilien, Nigeria und die Philippinen. Für die Durchführung dieser Mikrostudien in Lateinamerika, Afrika und Asien sind ausgewiesene Expertinnen und Experten eingebunden. Die Ergebnisse der regionalspezifischen Studien werden in einem makroanalytischen Vergleich ausgewertet und bei der kommenden Jahrestagung des IWM im Juli 2021 präsentiert. Am IWM ist Dr. Leandro L. Bedin Fontana für die Koordination und Umsetzung des Forschungsprojektes verantwortlich. Unterstützt wird das Projekt von einem wissenschaftlichen Steuerungskreis, dem Prof. Dr. Margit Eckholt, Prof. Dr. Andreas Heuser und Prof. Dr. Klaus Vellguth angehören.

Nationaler Jugendkongress einer Pfingstkirche in Cancun, Mexiko, Wikimedia Commons

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Eheschließungs- und Verpartnerungsrituale aus der Sicht von Männern

Am Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität entsteht derzeit eine Dissertation, die sich mit Eheschließungs- und Verpartnerungsritualen aus der Sicht von Männern beschäftigt. Jakob Mertesacker, seit 2016 Mitarbeiter des Instituts in verschiedenen Projekten, befasst sich in seiner Arbeit damit, wie sich Identität in Feiern und Riten anlässlich einer Eheschließung ausdrückt und wie die Zeremonie als symbolische Handlung selbst Bestandteil der Identität wird.

Neben dieser Frage, die sich mit den Mechanismen von Identität, Ritus und Symbol beschäftigt, kommt auch die pastorale Realität in den Blick, dass Männer in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, die in einer zivilrechtlichen Ehe oder eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, um Segen und ein kirchliches Ritual bitten. Identität versteht Mertesacker dabei vor allem als präreflexive Praxis, die sich in Fühlen und Handeln niederschlägt und dazu führt, dass Handlungsprobleme auf eine spezifische, individuelle Art gelöst werden. Im Nachdenken über sich selbst und in der Aufforderung, von sich zu erzählen, wird diese Praxis und das Gefühl von Identität reflexiv in eine bewusste, kohärente Form gebracht. Rituale, die der Begründung von Ehe und Partnerschaft eine Form geben, stehen für solche Handlungsprobleme, in denen sich demnach Identität dokumentiert.

In qualitativen Leitfadeninterviews wurden 13 Männer vor oder nach ihrer Feier befragt. Derzeit werden die Daten mit der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack ausgewertet. Qualitative Forschung zielt dabei weniger auf Repräsentativität als auf theoretische Rekonstruktion der Phänomene. Ein Ziel ist es, empirisch rückgebundene, praktisch-theologische Konzepte zu entwickeln, um Männer an diesem Wendepunkt in ihrem Leben angemessen wahrnehmen und begleiten zu können. Explizit nachrangig sind dogmatische und kirchenrechtliche Fragestellungen. Der Abschluss der Arbeit ist im Jahr 2021 geplant.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Kirchliches Vermögen unter christlichem Anspruch

Seit Ende 2014 kooperieren die Professur für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und das Nell-Breuning-Institut in der Forschung über ethische Fragen kirchlichen Vermögensbesitzes. Die gemeinsame Arbeit hat nun mit einer Buchpublikation ihren Abschluss gefunden.

Im Herder-Verlag ist in der Reihe *Katholizismus im Umbruch* das Buch *Kirchliche Finanzen unter christlichem Anspruch* erschienen. Das Buch hat zwei thematische Schwerpunkte. Zum einen fragen wir danach, wie die Kirche ihr Vermögen in Finanztitel und Immobilien investieren sollte. Aus einer theologisch-ethischen Perspektive untersuchen wir hier die ethischen Ansprüche, welche die katholische Kirche selber an ihre Vermögensverwaltung stellt und ergänzen die traditionell kirchliche Lehre von der Mitwirkung am Bösen (Verstrickung vermeiden!) durch eine Theorie kirchlicher Mitverantwortung für eine Verbesserung sozialer und ökologischer Verhältnisse (sich für Wandel einsetzen!). Zum anderen geht es uns um die Organisationsstrukturen der kirchlichen Vermögensverwaltung. Hier konfrontieren wir einige Besonderheiten kirchlicher, vor allem diözesaner Vermögensverwaltung mit den in modernen Gesellschaften üblichen Standards (unter anderem Transparenz, unabhängige Kontrolle, Rechenschaftspflicht vor einem Forum, das über die Entlastung der Verantwortlichen entscheidet). Das von Stephan Goertz und Bernhard Emunds gemeinsam mit Prisca Patenge und Julian Degan erarbeitete Buch begleitet sowohl die kirchlichen Suchbewegungen in puncto ethisch-nachhaltigem Investment als auch den Synodalen Weg, welcher der deutschen katholischen Kirche auch mit Blick auf die künftige Finanzverfassung der Diözesen einen Impuls geben sollte.

Institut für Philosophie (IfP)

Sternenstaub und Seelenvogel – Materialien zum Projekt „Analytische Theologie“

Das Institut für Philosophie befindet sich in Folge der Änderung des Stellenplans der Hochschule und des Auslaufens des Bachelorstudiengangs Philosophie in einer Phase der Neuausrichtung. Die Fachvertreter der Philosophie beteiligen sich intensiv an den Gesprächen zur Entwicklung neuer Studienmöglichkeiten an unserer Hochschule, die den Ausfall des Bachelorstudiengangs kompensieren sollen. Die Ergebnisse von sechs Jahren intensiver Forschung im Rahmen des von der Templeton-Foundation finanzierten interdisziplinären Projekts zur Analytischen Theologie sind jetzt als App *God Seeker – Was die Welt im Innersten zusammenhält* und als Animationsfilm *Sternenstaub und Seelenvogel* einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Von Seiten unserer Hochschule ist Professor Oliver Wiertz, Inhaber des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und Erkenntnistheorie, in dem Projekt vertreten. Die Vorträge des im November 2018 veranstalteten Symposions der Stiftung Hochschule Sankt Georgen über den Transhumanismus, erweitert um drei Originalbeiträge und eine ausführliche Einleitung, sind jetzt als Buch in der Reihe Humanprojekt im Verlag de Gruyter erschienen. Der Transhumanismus versteht sich als kulturelle Bewegung und als interdisziplinärer Forschungsansatz mit dem Ziel der Hervorbringung einer posthumanen Lebensform mit Hilfe moderner Technologien. Primäres Ziel der Publikation ist eine Kritik seiner impliziten Metaphysik, Anthropologie und Ethik. Die Autorinnen und Autoren versprechen sich von der kritischen Durchleuchtung transhumanistischer Positionen eine aufklärende Wirkung auf eine technikbegeisterte Öffentlichkeit. Stephan Herzberg / Heinrich Watzka (Hg.), *Transhumanismus. Über die Grenzen technischer Selbstverbesserung*, Berlin: de Gruyter 2020.

Grillmeier-Institut für Dogmengeschichte, Ökumene und interreligiösen Dialog

Glaube zwischen Dogma und Erfahrung

Auf seiner ersten größeren Konferenz hat das Grillmeier-Institut vom 8. bis 10. Oktober 2020 seine Arbeitsbereiche vorgestellt und die Institutsmitglieder mit Fachkollegen, Studierenden und einem interessierten Publikum ins Gespräch gebracht. „Die Dogmatik an die göttliche Offenbarung zurückbinden und sie zugleich mit Erfahrung erden – das müssen wir versuchen und damit ein Gleichgewicht herstellen.“ So brachte ein Student seine Einsicht auf den Punkt, die er auf der Konferenz des Instituts gewann. Der Bereich Dogmengeschichte machte mit einem Referat von Thomas Böhm aus Freiburg den Auftakt. Böhm setzte sich mit Grillmeiers Deutung des arianischen Streits und des Konzils von Nizäa auseinander und knüpfte so an den Namensgeber des Instituts an. Die systematische Frage im Hintergrund war die nach der Normativität der Dogmengeschichte, die am Abschlusstag noch einmal in zwei Vorträgen aufgegriffen wurde: Bernhard Knorn sprach zur Rezeption und Deutung von Melchor Canos loci theologici, und das Abschlussreferat von Hans-Joachim Höhn (Köln) diskutierte die Bedeutung des Glaubenssinns der Gläubigen im Zeitalter der Authentizität. Der mittlere Tag war den Arbeitsbereichen interreligiöser Dialog und Ökumene gewidmet, wobei die Referate jeweils dialogisch angelegt waren. Sie stellten vor, wie das spannungsvolle Verhältnis von Textualität des tradierten Wortes einerseits und individueller beziehungsweise kollektiver Erfahrung andererseits im jüdischen Chassidismus (Susanne Talabardon/Bamberg), in der islamischen Koranexegese (Ömer Özsoy/Frankfurt) und im Zen-Buddhismus (Karsten Schmidt/Frankfurt) denkend konzipiert und glaubenspraktisch gelebt wird.

Foto: Jonas Sträßer

Die Mitglieder des Grillmeier-Instituts Dirk Ansorge, Tobias Specker und Alexander Löffler eröffneten mit Antworten aus christlicher Sicht jeweils das Gespräch mit den Referenten und dem Publikum. Die evangelisch-katholische ökumenische Auseinandersetzung regten Peter Zimmerling (Leipzig) und Klaus Vechtel an, indem sie in ihren Beiträgen das Verhältnis von fides quae und fides qua, von Schrift, Lehr- und Bekenntnistexten, Vorbildern im Glauben und persönlicher Glaubenserfahrung reflektierten.
Trotz der Coronavirus-Pandemie konnte die Tagung erfolgreich mit fast 40 Teilnehmer/innen in physischer Präsenz durchgeführt werden. Unter ihnen waren auch elf Teilnehmer/innen eines die Tagung begleitenden Blockseminars. Einer von ihnen meinte voll Staunen, er habe nun entdeckt, „wie viel die Dogmatik mit Erfahrung zu tun hat und wie sehr das Dogma dadurch kontextuell geprägt ist.“ Ein in Vorbereitung befindlicher Band in der Reihe *Frankfurter Theologische Studien* wird die Tagungsbeiträge dokumentieren.

Aus vier wird eins

Zur künftigen Provinz-Vereinigung

KLAUS SCHATZ SJ
Emeritierter Professor für Kirchengeschichte in Sankt Georgen

Für den 27. April 2021 ist geplant, dass die bisherige Deutsche, Schweizer, Österreichische und Litauische Provinz zur Mitteleuropäischen Jesuitenprovinz (lateinisch Europa Centralis, abgekürzt ECE) zusammengelegt werden. Was ist eine Provinz und was geschieht durch die Vereinigung?

Seit den Bettelorden des 13. Jahrhunderts haben praktisch alle zentralen Orden eine Dreigliederung: Es gibt den weltweiten Gesamtorden. Er ist (oder: sollte sein) die primäre Heimat und Identität des Mitglieds: Man tritt nicht in ein Kloster ein, sondern in eine weltweite Gemeinschaft. Darunter sind die Provinzen und darunter die einzelnen Kommunitäten am Ort (manchmal auch mehrere an einem Ort, wie zurzeit noch in Frankfurt, Berlin, Köln, Nürnberg, München, Wien). Die Provinzen sind also ein Zwischenglied zwischen dem Haus und der Welt. Sie gehören schon etwas mehr zur dauernden Identität des Jesuiten: Man tritt rechtlich in eine Provinz ein und gehört ihr normalerweise bis zum Tod an, auch wenn man lebenslang außerhalb der Provinz (zum Beispiel in Rom) lebt und arbeitet. Es gibt aber auch Fälle, in denen man auf Dauer einer anderen Provinz zugeschrieben wird – dies geschieht normalerweise bei Mitbrüdern, die in die Missionen gehen. Die Provinzen sind im Jesuitenorden freilich keine Selbstverwaltungskörperschaften wie zum Beispiel bei den Dominikanern, sondern Verwaltungseinheiten: Ihre Provinzoberen (Provinziäle) werden nicht gewählt, sondern vom Generaloberen ernannt, freilich heute aufgrund einer breiten Konsultation aller Mitbrüder. Der Provinzial der neuen Mitteleuropäischen Provinz ist bereits ernannt: Es ist Bernhard Bürgler, der bisherige österreichische Provinzial. Sein Sitz wird in München sein.

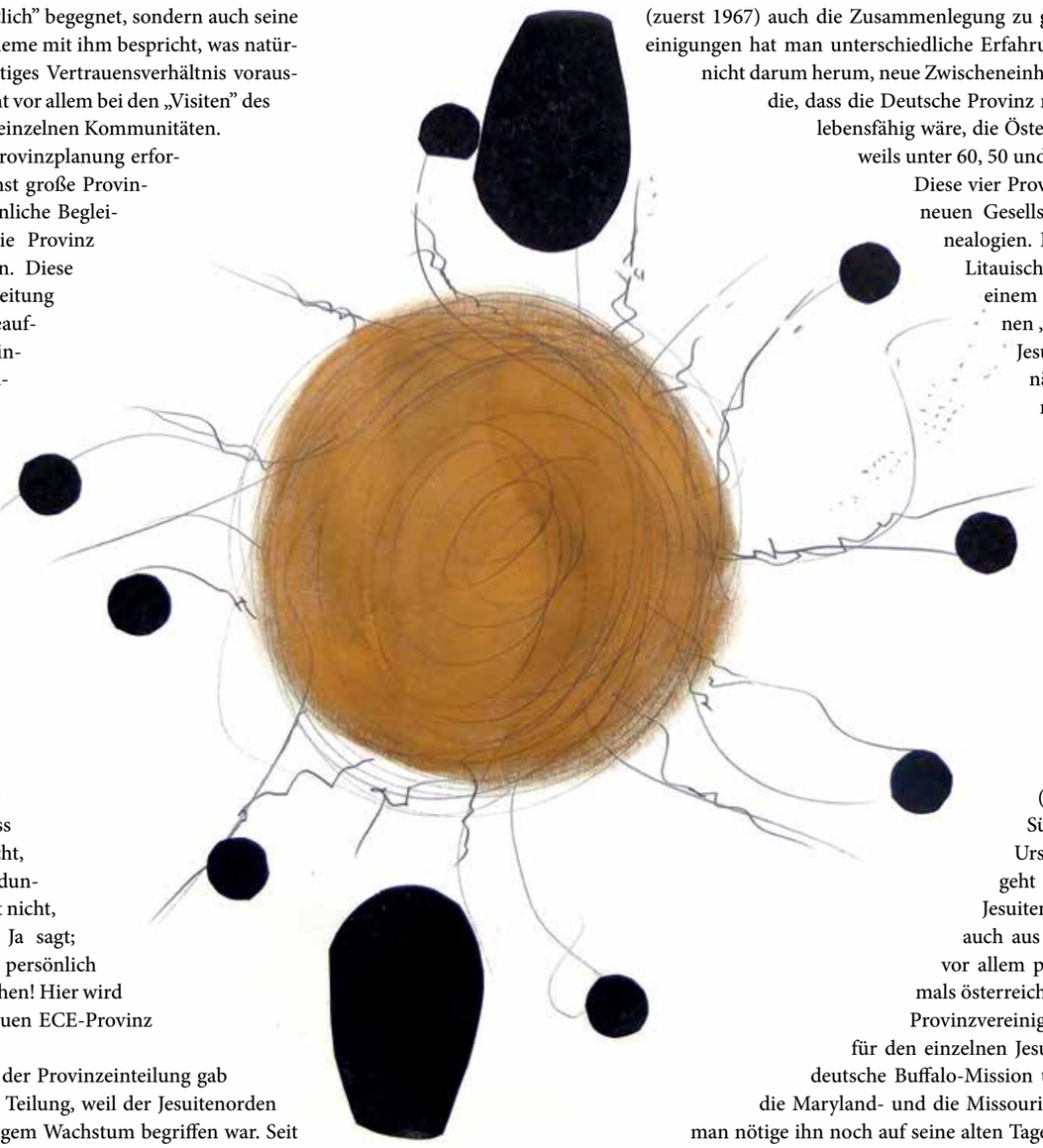
Der Provinzial hat vor allem zwei Aufgaben, die beide eng miteinander zusammenhängen, konkret aber auch in Konkurrenz stehen können. Die eine ist die Provinzplanung und vor allem die Destination der Mitbrüder zu ihren Aufgaben, also die äußere Regierung der Provinz. Die andere ist die persönliche Leitung und das persönliche Gespräch. Alles hängt daran, dass man dem Oberen und auch dem Provinzial nicht nur „amtlich" begegnet, sondern auch seine persönlichen Probleme mit ihm bespricht, was natürlich ein wechselseitiges Vertrauensverhältnis voraussetzt. Dies geschieht vor allem bei den „Visiten" des Provinzials in den einzelnen Kommunitäten.

Die Aufgabe der Provinzplanung erfordert meist möglichst große Provinzen. Für die persönliche Begleitung darf aber die Provinz nicht zu groß sein. Diese persönliche Begleitung „Delegaten" (Beauftragten des Provinzials) zu übertragen, ist keine gute Lösung, wenn diese keine reale Entscheidungsvollmacht haben; denn die immer wieder beschworene persönliche („väterliche"), also nicht anonym-bürokratische Regierungsweise der Gesellschaft Jesu setzt voraus, dass man mit dem spricht, der die Entscheidungen trifft. Das heißt nicht, dass er zu allem Ja sagt; aber dann muß er persönlich zu seinem Nein stehen! Hier wird es sicher in der neuen ECE-Provinz Probleme geben.

Veränderungen der Provinzeinteilung gab es bis 1967 nur als Teilung, weil der Jesuitenorden bis dahin in ständigem Wachstum begriffen war. Seit 1965 setzte der Schrumpfungsprozeß ein und seitdem (zuerst 1967) auch die Zusammenlegung zu größeren Einheiten. Mit diesen Provinz-Vereinigungen hat man unterschiedliche Erfahrungen gemacht, und manchmal kommt man nicht darum herum, neue Zwischeneinheiten zu bilden. Die gegenwärtige Situation ist die, dass die Deutsche Provinz mit noch etwa 300 Mitgliedern für sich noch lebensfähig wäre, die Österreichische, Schweizer und Litauische mit jeweils unter 60, 50 und 40 aber nicht.

Diese vier Provinzen, die sich jetzt vereinigen, haben in der neuen Gesellschaft Jesu (seit 1814) unterschiedliche Genealogien. Die Deutsche gehört mit der Schweizer und Litauischen zu einem Strang, die Österreichische zu einem andern. Der erste Strang geht zurück auf einen „Jesuitenersatz", der in Italien entstand, als der Jesuitenorden gesamtkirchlich nicht existierte, nämlich auf die „Väter des Glaubens", von denen einige in Sitten (Wallis), zunächst geheim, sich 1810 an die in Russland legal fortexistierenden Jesuiten anschlossen. Sie entfalteten sich in der Schweiz, dann seit 1849 auch in Deutschland. Die so entstandene Deutsche Provinz wurde 1921 in zwei geteilt: die Niederdeutsche (Sitz in Köln) und die Oberdeutsche (Sitz in München); 1931 kam noch die Ostdeutsche (Sitz in Berlin) hinzu. Von ihnen spaltete sich 1930 die Litauische und 1947 die Schweizer ab. Die drei deutschen Provinzen wurden 1978 (Vereinigung der Ostdeutschen und Niederdeutschen zur Norddeutschen) und 2004 (deutsche „Wiedervereinigung" von Nord und Süd) wieder zusammengelegt. Einen anderen Ursprung hat die Österreichische Provinz: Sie geht direkt auf die in Russland fortexistierenden Jesuiten zurück. 1820 wurden nämlich die Jesuiten auch aus Russland vertrieben, und einige von ihnen, vor allem polnischer Herkunft, fanden Zuflucht im damals österreichischen Galizien (Südpolen).

Provinzvereinigung oder -teilung bedeutet normalerweise für den einzelnen Jesuiten nichts Existenzielles. Aber als 1907 die deutsche Buffalo-Mission unter die beiden amerikanischen Provinzen, die Maryland- und die Missouri-Provinz, aufgeteilt wurde, schrieb ein Pater, man nötige ihn noch auf seine alten Tage zu heiraten: Entweder die „Miss Ouri" oder die „Mary Land". Mit wem verkoppelt man uns nun? Mit dem „I(E)CE"?



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Neuerscheinungen

Im September 2020 ist der dritte Band des vierbändigen **Lexikons für Kirchen- und Religionsrecht** (LKRR) erschienen. Es wird herausgegeben von Thomas Meckel (Sankt Georgen), Heribert Hallermann (Würzburg), Michael Droege (Thübingen) und Heinrich de Wall (Erlangen-Nürnberg). Seine Redaktion ist am Lehrstuhl für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte verortet. Der vierte und letzte Band des LKRR wird im Frühjahr diesen Jahres publiziert werden. Das LKRR bietet in mehr als 2.600 Lemmata, die von namhaften Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erarbeitet wurden, zuverlässige und prägnante Informationen zu den grundlegenden Fragen des internen Rechts von Kirchen und Religionsgemeinschaften sowie des Religionsrechts und stellt eine der umfassendsten Darstellungen des Fachbereichs dar. Neben Fragen des staatlichen Rechts und des Kirchenrechts der katholischen und der evangelischen Kirche werden auch zentrale Inhalte des Kirchenrechts der orthodoxen Kirchen sowie des Rechts des Judentums und des Islams behandelt. Das LKRR ist somit einer interreligiösen und ökumenischen Perspektive verpflichtet.

Der Alethes Logos des Celsus von Heinrich Otto Schröder. Das Buch wurde von Johannes Arnold herausgegeben und erschien im November 2020. Die um das Jahr 200 verfasste anti-christliche Schrift *Alethes Logos* (Wahre Lehre) des Mittelplatonikers Kelsos – das älteste in größerem Umfang überlieferte Werk eines paganen Philosophen, das speziell dem Christentum gewidmet ist – hat sich ausschließlich durch Zitate in Origenes' Entgegnung *Contra Celsum* erhalten. Der Altphilologe Heinrich Otto Schröder legte im Jahr 1939 im Rahmen seiner Gießener Habilitationsschrift eine Rekonstruktion des *Alethes Logos* vor, die noch heute diskutiert und rezipiert wird, obwohl sie nicht publiziert wurde. Um Interessierten den Zugang zu dieser bisher nur maschinen- beziehungsweise handschriftlich in zwei leicht variierenden Fassungen vorliegenden wissenschaftlichen Studie zu erleichtern, wurde sie editorisch bearbeitet und 80 Jahre nach ihrer Entstehung in gedruckter Form zugänglich gemacht.

Ebenfalls im November erschien ein Werk von Professor Ansgar Wucherpfennig SJ zur **Sexualität bei Paulus** im Herder Verlag. Paulus wird oft als Begründer einer leibfeindlichen, homophoben und engen Sexualmoral betrachtet. Aus seinen Briefen ergibt sich aber keine kohärente Lehre zur Sexualität. Der Band zeigt, dass Paulus die Tora als Weisung für ein gerechtes Leben gelesen hat, und wie die Schöpfungstheologie und der Dekalog in der Lesart der jüdisch-hellenistischen Diaspora seine Vorstellungen beeinflusst haben. Daraus hat er Grundeinstellungen gewonnen, die heute nicht einzufordern, sondern als patriarchal zu kritisieren sind. Deutlich wird, dass sie in Spannung zu Paulus' Selbstverständnis stehen, der die Botschaft von Gottes Gerechtigkeit bis an die Grenzen der Welt bringen will.

Gedenken

Am 16. Juli 2020 verstarb **P. Provinzial Johannes Siebner SJ** (geboren am 24. August 1961) in Berlin. Als Provinzial hat er die Verbindung zwischen Sankt Georgen und der Jesuiten-Provinz lebendig gehalten und sich als Stellvertreter des Großkanzlers mit großem Engagement für das theologische Lernen und Denken an der Hochschule eingesetzt. Der Hochschule und dem Haus war Pater Siebner auch durch sein eigenes Studium verbunden. Eine seiner bemerkenswerten Eigenschaften war seine hilaritas: Er konnte seinen analytischen Geist und seine Klarheit mit Zuversicht verbinden und so mit guten Gründen Freude verbreiten. Im Januar 2020 ist er während seines jährlichen Besuches in Sankt Georgen überraschend schwer erkrankt. Es wurde ein Krebsleiden diagnostiziert, das nicht mehr geheilt werden konnte.

Am 31. August 2020 ist **Pater Helmut Engel SJ** in der Mannheimer Jesuiten-Kommunität (Edingen-Neckarhausen) im Alter von 80 Jahren verstorben. Pater Engel war Professor für Einleitung in die Heilige Schrift und Exegese des Alten Testamentes sowie Prorektor und Rektor an unserer Hochschule. Das Requiem für Pater Engel fand am 11. September 2020 in Frankfurt statt.

Am 14. Oktober 2020 verstarb **Pater Franz-Josef Steinmetz SJ** im Alter von 89 Jahren. Er gehörte zweimal der Jesuitenkommunität Sankt Georgen an: 1973 bis 1984 als Spiritual am Priesterseminar Sankt Georgen und wieder seit 2003, zunächst als Schriftleiter der Zeitschrift *Geist und Leben*.

Ausstellung

Vom 1. bis 23. Oktober wurde im Foyer der Hochschule die Ausstellung „Zeichen der Barmherzigkeit. Zur interreligiösen Tiefe der Sure 57" gezeigt. Die von Professor Bertram Schmitz und Dr. Nagmeh Jahan konzipierte „exegetische Installation" brachte anhand von sich überlagernden Textausschnitten, erklärenden Kommentaren und begleitenden Kalligraphien die intertextuelle und ästhetische Qualität des Koran nahe.

Preise

Der **Karl Rahner-Preis für theologische Forschung** 2020 geht an Dr. Daniel Remmel (Diözese Fulda) für seine Dissertation, die er 2019 unter Begleitung von Professor Dirk Ansorge unter dem Titel *Die Leiblichkeit der Offenbarung* abgeschlossen hat. Seine Schrift behandelt die Lebensphänomenologie Michel Henrys unter der Rücksicht ihrer Rezeptionsmöglichkeiten für eine christliche Theorie des Subjekts, für eine transzendentale Offenbarungstheologie und Christologie.
Am 20. Oktober 2020 fand die feierliche Preisverleihung des **Hans-Waldenfels-Preises** an Tobias Specker SJ statt. Der Preis für Kontextuelle Theologie und Missionswissenschaft wurde vom Institut für missionswissenschaftliche Forschungen (IMF) und von der Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft (ZMR) erstmals verliehen. Diese besondere Auszeichnung erhielt Tobias Specker für seine Habilitationsschrift *Gottes Wort und menschliche Sprache. Christliche Offenbarungstheologie im Gespräch mit islamischen Positionen zur Unnachahmlichkeit des Koran*. Überreicht wurde der Preis von Professor Hans Waldenfels SJ persönlich, der außerdem an diesem Tag seinen 89. Geburtstag feierte. Die Laudatoren waren Professorin Margit Eckholt und Professor Ömer Özsoy. Für die musikalische Gestaltung sorgte das Ensemble Aramesk, deren Melodien vom christlich-muslimischen Erbe inspiriert sind.

Eröffnung des Wintersemesters 2020/21 mit DAAD-Preisverleihung

Am 12. Oktober 2020 fand die Eucharistiefeier zur Semestereröffnung und die akademische Feierstunde zur Verabschiedung der AbsolventInnen wegen der Coronapandemie leider nur mit begrenzter TeilnehmerInnenzahl in der Aula statt. Im Rahmen dieser Feierlichkeiten hat der Rektor der Hochschule, Professor Thomas Meckel, den DAAD-Preis für hervorragende ausländische Studierende an Martins Omale verliehen.

JUBILARE

8.12.2020: Eckhard Bieger SJ (50 Jahre Weihe)
9.3.2021: Thomas Meckel (40 Jahre)
29.5.2021: Tobias Specker SJ (50 Jahre)
6.6.2021: Dieter Böhler SJ (60 Jahre)

ztp

ZEITSCHRIFT FÜR THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

Jahrgang 143 | 2021 | Heft 1

Georg Sans SJ
Glaube ohne Zweifel?
Hegel über Skepsis und die wahre Religion

Benedikt Paul Göcke/Anna Sindermann
Ein Leben ohne Schmerz? Eine kritische Analyse transhumanistischer Anliegen zur technologischen Überwindung von Schmerzen

Thomas Schärtl-Trendel
Theistischer Aktivismus und Gottes Selbstaffirmation seiner Natur

Dirk Ansorge
Weiheamt und Typologie. Zur geschichtlichen Dynamik symbolischer Repräsentation

Stefan Hofmann SJ
Welche Teleologie braucht die Moraltheologie?

ISSN: 2709-8427
https://ztp.jesuiten.org

Ich wollte mehr wissen

Mit Abi in evangelischer Religion an die katholische Akademie

A

Alumni berichten

Sie haben Theologie und Germanistik studiert – wollten Sie ursprünglich Lehrerin werden?
Ja, das war meine feste Absicht, ich wollte nach dem ersten Staatsexamen in das Referendariat gehen. Mein Wunsch war von Anfang an, für die Sekundarstufe II als Lehrerin zu arbeiten. Ich hatte auch Praktika und alles gemacht, aber ich bin Jahrgang 1960, wir waren immer und überall zu viele. In der Grundschulklasse waren wir 48 Kinder, im Gymnasium 35. Weil wir so viele waren, gab es später auch praktisch keine Referendariatsplätze. Etliche Freundinnen und Freunde von mir sind in der Wirtschaft gelandet.

Was hat sie zum Theologiestudium bewogen?
Das Besondere in Hessen war, dass man den Religionsunterricht nicht nach der eigenen Konfessionszugehörigkeit belegen musste, sondern frei wählen konnte. Ich habe in der Oberstufe evangelische Religionslehre belegt und darin auch Abitur gemacht. Die Wahl hing stark mit der Person zusammen. Meine Lehrerin war einfach eine unglaublich gute Theologin und Pastorin. Ich habe auch parallel in der evangelischen und katholischen Kirche in Jugendgruppen mitgearbeitet, weil mein Vater evangelisch und meine Mutter katholisch war, und ich konfessionell immer „auf zwei Beinen" aufgewachsen bin, aber mehr wissen wollte.

Erinnern Sie sich an ein Erlebnis aus Sankt Georgen, an das Sie gerne zurückdenken?
Da gibt es so viele, ich bin ein großer Fan von Sankt Georgen. Wenn ich ein Mann wäre, wäre ich vielleicht Jesuit geworden, aber Jesuitinnen gibt es ja leider nicht. An diesen Nikolausfeiern, bei denen man die Professoren ein bisschen durch den Kakao zieht, haben wir schon mutige Sachen gemacht. Ab und an gab es Ärger. Wir waren damals nicht ängstlich, wir waren richtig frech. Einmal haben wir alte Töpfe mit ranzigem Fett bei den Türen aufgestellt, weil wir wussten, dass wir und alle anderen in Fettnäpfchen treten werden mit dem, was wir machen werden. Ich weiß noch, Pater Engel ist völlig ausgeflippt. Wir haben Lieder gedichtet über die Einleitungswissenschaft, das fand er überhaupt nicht lustig – wenn es um sein Fach ging, war er nicht so humorvoll.
Die Faschingsfeten mit Pater Ollig waren auch immer total witzig. Er ist jedes Mal mit Hut und im Regenmantel herumgelaufen, das war seine Standardverkleidung. Ich würde sagen, wir haben ziemlich viel gefeiert.

Was schätzen Sie heute noch an Sankt Georgen?
Dieses Lernen und den engen Kontakt, dass relativ wenig Studierende auf eine große Anzahl von Professoren kamen. Das war eine Betreuung, davon können heutige Studierende nur träumen. Die Jesuiten waren auch rund um die Uhr für uns da, es war quasi eine Art Lebensgemeinschaft.

Wie kamen Sie an die katholische Akademie nach Stuttgart?
Ich war im Außensemester, nach dem Philosophicum, 1984 in Tübingen. Wie das halt so ist, habe ich da meinen Mann kennengelernt. Ich ging dann wieder zurück, habe Diplom und Staatsexamen gemacht und bin 1988 zur Promotion endgültig nach Tübingen gezogen. Schon während meines Studiums in Frankfurt habe ich nebenher Erwachsenenbildung im Blockformat studiert. Ich wollte gerne in den Bildungsbereich. Ich war auch in der feministischen Theologie aktiv, im Katholischen Deutschen Frauenbund, habe Gremien geleitet und dann an der Akademie hier einen Referenten kennengelernt, der eine Tagung über Frauenmystik gemacht hat. So bin ich über Praktika in Kontakt zur Akademie gekommen und habe mich nach der Promotion und dem ersten Kind hier auf eine halbe Referentenstelle beworben und sie auch bekommen. Das war 1993. Danach war ich sieben Jahre Referentin an der Akademie für den Bereich „Frau in Kirche und Gesellschaft" und habe bis 2009 die Katholische Erwachsenenbildung der Diözese geleitet.

Foto: Katholische Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Zur Person
Verena Wodtke-Werner, geboren 1960 in Bad Homburg vor der Höhe, studierte von 1980 bis 1988 Katholische Theologie und Germanistik in Mainz, Frankfurt/Sankt Georgen und Tübingen. Anschließend promovierte sie in Tübingen im Fach Alte Kirchengeschichte und war mehrere Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität. Von 1993 bis 2000 war Wodtke-Werner Fachbereichsleiterin an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Von 2000 an leitete sie dort die Erwachsenenbildung der Diözese. Seit 2009 ist sie Direktorin der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Die Akademie, die 1951 gegründet wurde und in Stuttgart angesiedelt ist, versteht sich als interdisziplinäres Dialog-Forum, in dem Themen aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft diskutiert werden.

Wie hat sich der Betrieb in der Akademie durch die Pandemie verändert?

Am Anfang war das, wie sicherlich für viele, ganz schrecklich. Wir mussten das gesamte Programm von 2020 absagen oder auf Hybrid-Formate umstellen. Im Herbst waren wir an dem Punkt, an dem wir überlegen müssten, wie es 2021 weitergeht. Am Anfang hatten wir weder die Technik noch das Knowhow, wir mussten das alles in rasendem Tempo lernen, und Hybrid-Veranstaltungen sind wahnsinnig teuer. Derzeit geben wir ohne Ende Geld aus, aber es kommt nichts an Einnahmen rein, weil wir nur wenige Personen in die Räumlichkeiten lassen dürfen und die Online Angebote kostenlos sind. Für dieses Jahr planen wir eine Doppellösung, so dass wir jederzeit zwischen Online und Präsenz wählen können.

Wie sind ihre Erfahrungen mit Bildung in der Corona-Krise: Sind ausschließlicher Online-Unterricht oder -seminare eine ernstzunehmende Alternative für die Zukunft?

Es ist eher eine Ergänzung, weil wir eine größere Reichweite erzielen. Wir haben online teilweise 150 bis zu 550 Gäste – sogar weltweit! Zum Beispiel hatten wir neulich Ärzte aus Hamburg und Berlin dabei, die sonst nicht extra nach Oberschwaben gefahren wären. Aber ausschließlich auf Online-Angebote zurückzugreifen ist nicht sinnvoll. Wir haben das im vergangenen Sommer gemerkt, als wir die Türen wieder öffnen durften und die Menschen in unser Haus geströmt sind, weil ihnen das einfach auch gefehlt hat. Das zeigt, dass analoge Veranstaltungen, auch für junge Leute, nicht eins zu eins online ersetzbar sind.

Frauen in kirchlichen Leitungspositionen sind eher selten. Werden Sie damit oft konfrontiert und was denken Sie darüber?

Zur Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils war ich zwar noch ein Kind, dennoch prägt mich diese Zeit. Diese Generation ist eine Aufbruchsgeneration, die unglaublich optimistisch war. Damals dachten wir, dass in zehn Jahren das Zölibat hinfällig ist. Doch wie wir wissen, hat sich daran nichts geändert: Bereits vor zwanzig Jahren habe ich zum Beispiel eine Frauen-Tagung gemacht mit dem Titel „Jetzt geht es ans Eingemachte. Für eine neue Kultur von Autorität, Macht und Freiheit". Sie müssen sich vorstellen, als ich studiert habe, gab es keine einzige Professorin, auch im Pastoraldienst gibt es inzwischen viel mehr Frauen als damals. Im Verwaltungsbereich der Ordinariate ist ebenfalls einiges geschehen. Deutschlandweit war ich schon die zweite Direktorin. Vorher war es seit 1951 ein reines Männergremium. Ich glaube, dass es gerade in meinem Tätigkeitsbereich kein Problem sein wird, mehr Frauen einzusetzen. Ich hatte auch nie den Wunsch, Priesterin zu werden und bin in meiner Arbeit nie diskriminiert worden. Im Gegenteil, mein Bischof hat mich gefördert, wo er nur konnte. Natürlich kenne ich auch Frauen, denen es anders ergangen ist. Ich möchte das auch nicht verharmlosen, ich habe wohl einfach Glück gehabt.

Was würden Sie sich für die Zukunft der Kirche wünschen, auch im Hinblick auf den Synodalen Weg?

Ich würde mir wünschen, dass Themen von der dogmatischen Diskussionsebene auf die pastoraltheologische Ebene, auf der Gespräche möglich sind, runtergebeamt werden. Und vor allem, dass Dialog entsteht. Allerdings glaube ich nicht, dass es konkrete Ergebnisse geben wird. Unser Bischof könnte sich auch Laien in der Leitung von Gemeinden vorstellen. Wenn wir immer wieder in unseren Aktivitäten gebremst werden, weiß ich nicht, ob wir wirklich weiter kommen. Gerade das Papier von der Amazonas Synode war in vielen Teilen sensationell gut, aber gleichzeitig in einigen Punkten für die Menschen an Ort und Stelle eine sehr große Enttäuschung. Das Maximum, das wir erreichen können, ist, dass es einen basisorientierten Dialog gibt, der durchgehalten werden kann. Wir sind in einer höchst kritischen Phase mit der jemals höchsten Austrittsrate in der katholischen Kirche in Deutschland.

Die Fragen stellten Pauline Erdmann und Jakob Schorr.

HABILITATIONEN

Dr. Bernd Hillebrand
Pastorales Personal in der Krise, Kontakt-Präsenz als Grundlage für pastorale Networker
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling,
Zweitgutachter: Univ. Prof. Dr. Christian Bauer

P. Dr. Rupert Mayer OP
To Be or Not to Be. On the (Im-)Possibility of Metaphysics. Rewriting and Recalling the History of (Non-)Being in Aristotle, Thomas Aquinas, and Immanuel Kant
Erstgutachter: Prof. Dr. Stephan Herzberg,
Zweitgutachter: Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ

VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

Andrua Free, Alex
An Exegetical Analysis of Saul's Violent Pursuit of David and David's Sparing of Saul and Option for Peace in 1 Samuel 23-26
ISBN: 978-9970-445-87-5
Gutachter/in: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ,
Prof. Dr. Melanie Peetz

Fritz, Matthias
Prozessanthropologie - ein transdisziplinärer pastoralpsychologischer Entwurf
ISBN: 978-3-531-81888-6
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling,
Prof. Dr. Reinhard Feiter

González Bañuelos, Marco Antonio
Los sueños de José, una búsqueda de la unión familiar. Análisis narrativo de los sueños en Gn 37, 40-41
ISBN: 978-84-9165-328-8
Gutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ,
O. Univ.-Prof. Dr. Georg Fischer SJ

Gührer, Ralf
Kolumba. Genese eines Konzepts
ISBN: 978-3-87707-188-5
Gutachter: Prof. Dr. Friedhelm Mennekes SJ,
Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

Makinisi Yanga, Gabriel
„L'Église comme Famille de Dieu"
L'ecclésiologie de communion dans les rapports entre Rome et les Églises locales africaines
ISBN: 978-2-343-18729-7
Gutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge,
Prof. Dr. Werner Löser SJ

Peters, Philip Christopher
Was macht eine Ehe zum Sakrament?
Anfragen an die konstitutiven Elemente des Ehesakraments durch exemplarische sakramententheologische Ansätze
ISBN: 978-3-429-05540-0
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ,
Prof. Dr. Thomas Meckel

Wolff, Michael
Soziale Teilhabe von älteren Menschen.
Empirischer Vergleich und sozialethische Reflexion dreier Wohlfahrtsstaaten
Gutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds
Prof. Dr. Jürgen Kädtler

DISSERTATIONEN

Fritz, Matthias
Prozessanthropologie - ein transdisziplinärer pastoralpsychologischer Entwurf
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Reinhard Feiter

Ganss, Karin
Das Offiziumslektionar von Sainte Marie-Madeleine in Faronville bei Paris. Eine Studie zu Geschichte, Aufbau und Quellen der Handschrift lat. 14281 in der Pariser Nationalbibliothek
Erstgutachter: Prof. Dr. Rainer Berndt SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dr. h. c. Gert Melville

Hummler, Georg
Lazarus, komm heraus! Mit der Provokativen Therapie Frank Farrellys auf den Spuren der Erlösung
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Heribert Wahl

Owusu, Eric
The fate of the dead and the living at the lord's parousia: Exegesis of 1 Thessalonians 1:9-10; 4:13-18; 5:1-11 with Emphasis on History of Religions, Source, Form and Text Critical Methods of Biblical Interpretation
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Melanie Peetz

Parekkattil Sebastian, Wilson
Marriage and Family Today: Challenges and Responses. In Search of a Pastoral Concept Based on an Empirical Research in the Syro-Malabar Church in Kerala
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. theol. Klara Csiszar

!

Geschafft!

Peters, Philip Christopher
»Was macht eine Ehe zum Sakrament«. Anfragen an die konstitutiven Elemente des Ehesakraments durch exemplarische sakramententheologische Ansätze nach dem Zweiten Vatikanum
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Thomas Meckel

Stammberger, Ralf Max Willi
Trostreiche Predigt. Überlieferung, Entstehung und Bedeutung des Liber sermonum Hugonis
Erstgutachter: Prof. Dr. Rainer Berndt SJ
Zweitgutachter: Dr. Christoph Egger

LIZENTIATSARBEITEN

Barton, Stefan
Gottes wirkendes Wort in Menschenwort.
Zu einer biblisch verantworteten Verkündigung am Beispiel der Heilung des Gelähmten (Mk 2,1-12)
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Melanie Peetz

Doos, Yossab
Das Vaterbild in der Familie – Empirische Forschung mit christlichen Familien in Ägypten
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

Edosomwan, John
Labour Migration: Meaning and Significance for the Economic Development of Nigeria
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds
Zweitgutachterin: Jun.-Prof. Edeltraud Koller

Möller, Markus, Dr.
Quantitativ-statistische und qualitative empirische Forschungsmethoden in der Pastoraltheologie. Beispielhafte Analyse und Versuch einer theologischen Einordnung
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck
Zweitgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Ntiyamira, Fidèle de Charles
Versöhnungsprozesse im Gefolge des ruandischen Genozids. Eine empirische Untersuchung mit Jugendlichen
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. theol. Klara Csiszar

Rugira, Thierry
Was ist das Ziel von Jugendpastoral?
Eine Diskussion der jugendpastoralen Bestimmungen von Martin Lechner und Hans Hobelsberger
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck
Zweitgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Schwamborn, Simon
Die Götter von Westeros als kritischer Referenzpunkt für die Verkündigung. Die Religionskritik in Game of Thrones und die neue Politische Theologie – ein fiktives Gespräch
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

Tchuisseu Ngongang, Clement
Le Fondement christologique du martyre chez Origène à partir de l'Exhortatio ad Martyrium
Erstgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Theresia Hainthaler

DIPLOMARBEITEN

Like, Daniel
Ansätze für eine Theologie der Natur bei John Polkinghorne
Gutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Meilinger, Jens
Henry Georges Hauptwerk „Fortschritt und Armut" und mögliche Impulse für die Baubodenpolitik in Deutschland
Gutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Stierle, Susanne
Theologische Auseinandersetzung mit New Age.
Pierre Teilhard de Chardin als Gesprächsgrundlage
Gutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Wallusch, Patricia
Auf dem Weg der Stille zu Gott.
Zen-Praxis und christliche Kontemplation
Gutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

MAGISTERARBEITEN

Anyanwu, Godwin Chukwuma
Bachelorarbeit „The Concept of the All-Seeing Fraternity and Vision of God in Nicholas of Cusa" by Emmanuel Falque wurde anerkannt (A4234)

Brusky, Carolin
Von den Zwischentönen zur Partitur der Möglichkeiten.
Zum Verhältnis von Musik und Gebet im interreligiösen Beten von Christentum und Islam
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Tobias Specker SJ

Giesa, Dennis
Die kirchenrechtlichen Möglichkeiten der kooperativen Seelsorge bzw. Hirtensorge auf Pfarreiebene. Mit einer Analyse der Umsetzung in ausgewählten deutschen Diözesen
Gutachter: Prof. Dr. Thomas Meckel

Köhler, Johannes Benedikt
Dienste und Ämter in der Kirche – der weite Amtsbegriff des Kirchenrechts
Gutachter: Prof. Dr. Thomas Meckel

Koßmann, Christian Josef
Die Entwicklung und Gültigkeit von Dogmen in Anbetracht eines schwindenden kirchlichen Glaubens am Beispiel der Assumptio Mariens
Gutachter: Dr. Bernhard Knorn SJ

Lindl, Vanessa Viviane
Persistenz des Heiligen? Eine Untersuchung zu Hans Joas´ Theorie der Sakralisierung
Gutachter: Prof. Dr. Oliver Wiertz

Müller, Christine
Ein hoffnungsvoller Fall?! Zur Spiritualität diakonischen Ordenslebens
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Quarch, Elisabeth Charlotte
Theologie im Bahnhofsviertel?!
Eine Bearbeitung der Fragestellung, inwiefern urbane Räume theologische Erkenntnisorte darstellen können, am Beispiel der Münchener Straße im Frankfurter Bahnhofsviertel
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

Shimoail, Diana
Von der Substitutionstheorie zur Israelverwiesenheit der Kirche – Juden und Christen als Geschwister im Glauben
Gutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Trifunovic, Mario
Dietrich Bonhoeffer als Vertreter der theologischen Religionskritik
Gutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Wahl, Johannes
Das Verhältnis von Offenbarung und Vernuft im Hinblick auf die Erkenntnis des Menschen.
Gutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Wiesner, Sonja
Klimawandel und Gerechtigkeit. Ethisch verantwortliches Handeln aus christlicher Perspektive
Gutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

BACHELORARBEITEN

Jung, Yasemin
Die Ästhetisierung des Lebens
Gutachter: Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ

Kess, Elina
Das Schöne bei Plotin - Eine Detailanalyse und Interpretation von Enneade 1,6
Gutachter: Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ

Thomas, Birgit
Die Anthropozän-These von Paul J. Crutzen
Gutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Autorinnen und Autoren

THOMAS MECKEL
wurde 1981 geboren. Er studierte katholische Theologie, Germanistik und Bildungswissenschaften in Mainz, Rom und Würzburg. Seit 2015 lehrt er Kirchenrecht in Sankt Georgen und ist seit Oktober 2020 Rektor der Hochschule.

CHRISTIAN RUTISHAUSER SJ
ist 1965 in Niederuzwil/Kanton St. Gallen geboren. Er ist ein Schweizer Jesuit und Judaist und engagiert sich im christlich-jüdischen Dialog. Seit 31. Juli 2012 ist er Provinzial der Schweizer Jesuiten.

KARSTEN SCHMIDT
ist Tibetologe und Religionswissenschaftler mit Studien in London, Marburg und Frankfurt. Zur Zeit ist er unter anderem Lehrbeauftragter im Fachgebiet Religionswissenschaften mit dem Schwerpunkt Indische Religionen an der Goethe-Universität Frankfurt.

YVONNE PROWSE
ist Spiritual Director am Loyola-Haus in Guelph, Kanada. Sie hat einen Master in Spirituality and Spiritual Direction der Universität Fordham, wo sie eine Arbeit darüber verfasste, wie Ignatius' Exerzitien helfen können, auf den Ruf nach ökologischer Umkehr zu antworten.

HEINRICH WATZKA SJ
ist 1954 in Elz geboren. Er ist Jesuit und Professor für Philosophie an der Hochschule Sankt Georgen, deren Rektor er von Oktober 2010 bis September 2014 war. Seit 2015 ist er Oberer der Sankt Georgener Jesuitenkommunität.

CLEMENS LÖCHER SJ
ist 1951 in Ludwigshafen a.Rh. geboren. Von 2002 bis 2020 war er Spiritual am Bischöflichen Priesterseminar in Mainz und Geistlicher Begleiter für Hauptamtliche in der Seelsorge der Diözese Mainz. Seit dem Wintersemester 2020/2021 ist er Spiritual im Priesterseminar Sankt Georgen in Frankfurt am Main.

ÂNGELA DE FÁTIMA COELHO
wurde in Porto geboren und ist seit 1995 Ordensschwester der Kongregation Aliança de Santa Maria. Sr. Ângela besitzt einen Abschluss der medizinischen Fakultät in Porto sowie der Religionswissenschaften der Pontificial University of Comillas in Madrid. Sie ist Direktorin der Francisco und Jacinta Marto-Stiftung und Novizenmeisterin ihrer Ordensgemeinschaft.

MAREK STEINBACH
ist 1997 in Wetzlar geboren. Nach dem Abitur absolvierte er dort ein FSJ an einer Förderschule und studierte von 2016 bis 2020 Musik und katholische Theologie für das Gymnasiallehramt. Seit 2020 studiert er Theologie in Sankt Georgen.

JONAS STRÄßER
ist 1993 geboren. Er machte in Gießen einen Bachelor in Bioinformatik. Seit 2016 studiert Jonas Sträßer an der Hochschule Sankt Georgen Theologie.

BERNHARD KNORN SJ
ist 1980 geboren. Er studierte Theologie und Philosophie in München, Rom und Mainz. Seit 2018 unterrichtet er Dogmatik und Ökumenik in Sankt Georgen.

MIRA SIEVERS
gehört zu den ersten Absolventinnen des Studiengangs Islamische Theologie in Deutschland mit Studienaufenthalten in Kairo und an der SOAS/London. Seit 2020 ist sie Professorin für Islamische Glaubensgrundlagen, Philosophie und Ethik an der Humboldt-Universität Berlin.

TOBIAS SPECKER SJ
ist 1971 geboren. Er studierte Germanistik, katholische und islamische Theologie in Freiburg, Bochum und Frankfurt. Er ist seit 2014 Juniorprofessor für „Katholische Theologie im Angesicht des Islam" in Sankt Georgen.

JOHANNES BENEDIKT KÖHLER
ist 1995 in Frankfurt geboren. Im Sommersemester 2020 schloss er sein Magisterstudium Theologie in Sankt Georgen ab. Zur Zeit setzt er die Studien in Philosophie fort und ist Aspirant der Salesianer Don Boscos in Würzburg.

ALEXANDER LÖFFLER SJ
ist 1972 geboren. Er studierte Philosophie und Theologie in Sankt Georgen, Innsbruck und Leuven. Seit 2012 vertritt er als Dozent den Lehrstuhl für Fundamentaltheologie in Sankt Georgen.

JOHANNES EHME
wurde 1992 geboren. Seit 2017 ist er Priesteramtskandidat für die Diözese Görlitz. Nach dem einjährigen Propädeutikum in Bamberg begann er 2018 das Studium der Theologie in Sankt Georgen.

STEFAN HOFMANN SJ
ist 1978 in Wackersdorf in der Oberpfalz geboren und studierte nach dem Zivildienst in Regensburg, Rom und Steubenville Theologie und Philosophie. Seit 2010 ist er Jesuit. Für ein Jahr arbeitete er als Lehrbeauftragter im Fach Moraltheologie in Sankt Georgen mit und ist zur Zeit zu einem Forschungsaufenthalt in Oxford/UK.

KLAUS SCHATZ SJ
ist gebürtiger Hunsrücker und emeritierter Kirchenhistoriker in Sankt Georgen. Er ist ein Spezialist der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts und hat zudem zahlreiche Werke zur Geschichte des Jesuitenordens in verschiedenen Ländern geschrieben.

PAULINE ERDMANN
ist 1998 geboren. Nach dem Abitur absolvierte sie ein Praktikum in der Pressestelle des Bistums Limburg. Seit 2017 studiert sie an der Hochschule Sankt Georgen Theologie. Dort nahm sie am Studienprogramm Medien und Öffentliche Kommunikation teil. Seit 2018 gehört sie dem Redaktionsteam des Magazins GEORG an.

JAKOB SCHORR
wurde 1998 geboren. Nach seinem Abitur begann er 2017 mit dem Studium der Theologie in Sankt Georgen. Er spielt Klavier, Orgel und Kontrabass.

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de